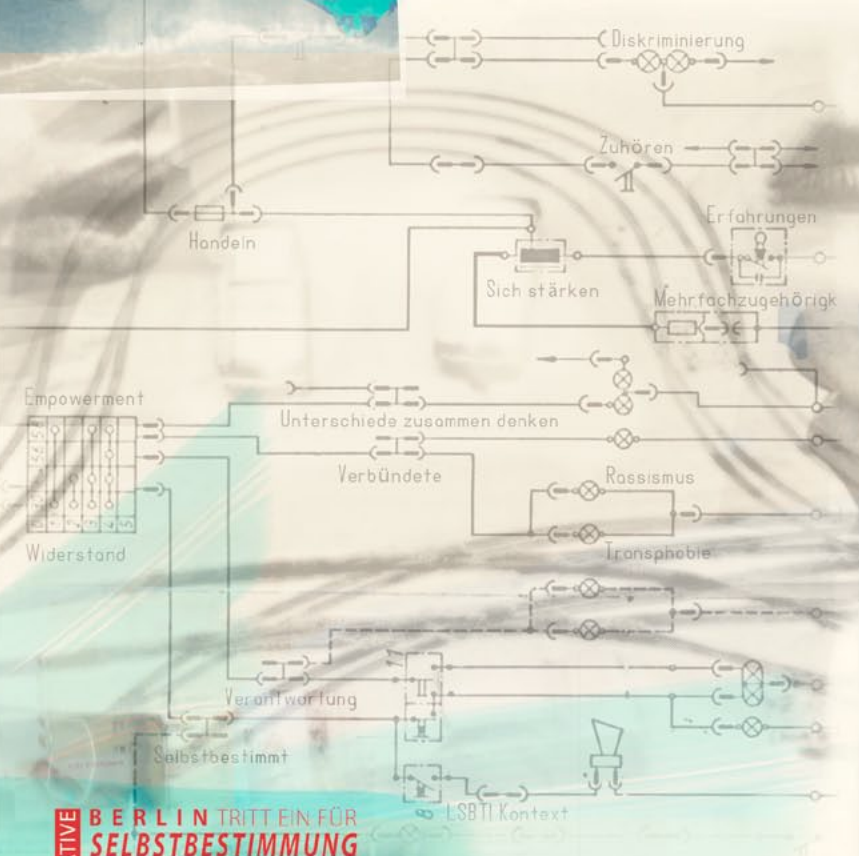




EMPOWERMENT IN BEZUG AUF
RASSISMUS UND TRANSPHOBIE IN
LSBTI-KONTEXTEN

sprechen Verbindungen



*LesMigraS –
Antigewalt- und Anti-
diskriminierungsbereich
der Lesbenberatung
Berlin e.V.*

INITIATIVE BERLIN TRITT EIN FÜR
SELBSTBESTIMMUNG
UND **AKZEPTANZ**
UND **SEXUELLER VIELFALT**

IMPRESSUM

Herausgeber_in

LesMigraS

Antigewalt- und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e.V.

Kulmer Str. 20a • 10783 Berlin

Tel: 0049- (0)30-21 91 50 90

Fax: 0049- (0)30-21 91 70 09

Email: info@lesmigras.de

www.lesmigras.de

Konzeption, Zusammenstellung und Überarbeitung

Im Rahmen des Empowerment-Projekts

„Tapesh – Mit Herz und Vision gegen Gewalt und Diskriminierung“

Gestaltung & Layout

Joanna Soyka

www.ferrytoginger.com

1. Auflage: 1000 Stück, Berlin 2011

©2011 LesMigraS – Lesbenberatung Berlin e.V., Kulmer Str. 20a, 10783 Berlin

Abdruck und Vervielfältigung, auch in Auszügen, nur mit vorheriger Genehmigung

LesMigraS

LESBENBERATUNG BERLIN E.V. 2011

Wir danken unseren Kolleg_innen aus der Lesbenberatung Berlin/ LesMigraS, die uns bei der Entwicklung dieser Broschüre unterstützt haben. Unserer besonderer Dank Nelly Tschörtner für die Organisation der Veranstaltung „Verbindungen sprechen“ im November 2010 und deren Dokumentation in dieser Broschüre.

INHALTSVERZEICHNIS

06 VORWORT

08 **Einleitung** von Saideh Saadat-Lendle (*LesMigraS*)

11 FACHBEITRÄGE

- Seite 11 Transphobie in LSBTI-Kontexten • *Jannik Franzen (TriQ e.V.)*
- Seite 15 »Opfer« als »Täter_innen«? Vom Umgang mit Diskriminierung, die von Diskriminierten ausgeht • *Koray Yılmaz-Günay (GLADT e.V.)*
- Seite 20 Visionen für eine selbstbestimmte und community-basierte Antigewalt-Arbeit - Handlungsstrategien aus der Perspektive von Mehrfachzugehörigen • *Joy Zalçala (LesMigraS)*
- Seite 24 Verbindungen sprechen. Verbindungen schreiben. Verbindungen sprechen und schreiben. Verbindungen von Rassismus und Transphobie in LSBTI- Zusammenhängen. Mehr als nur ein Arbeitstitel. Der Versuch eines Anfangs. • *autotrans (<http://trans.blogspot.de>)*

28 PODIUMSDISKUSSION

39 IMPRESSIONEN AUS DEN TAPESH-WORKSHOPS

- Seite 38 Bericht zum Workshop: Words of Mouth • *Layla Zami*
- Seite 39 Bericht zum Workshop: Interventionen. Unterstützung bieten bei Gewaltsituationen • *Joy Zalçala (LesMigraS)*
- Seite 41 »What are you?« - »I'm not a what!«
Dokumentation des Empowerment-Workshops für LSBTI of Color
Jasmin Dean und Maria Teresa Herrera Vivar

46 ZUSATZMATERIAL

- Seite 44 Über LesMigraS
- Seite 45 12 GRUNDLAGEN unserer Antigewalt- und Antidiskriminierungsarbeit
- Seite 46 Intervenieren bei Diskriminierungs- und Gewaltsituationen

VORWORT

Unter dem Motto Mit Herz und Vision gegen Gewalt und Diskriminierung haben wir im Rahmen von Tapesch im Herbst 2010 mehrere Empowerment-Workshops und eine größere Empowerment-Veranstaltung für Lesben, Schwule, bisexuelle, trans* und intergeschlechtliche Menschen (LSBTI) angeboten. Tapesch bedeutet Herzklopfen und ist ein Projekt von LesMigraS, dem Antigewalt-, Antidiskriminierungs- und Empowermentbereich der Lesbenberatung Berlin e.V.

Alle Veranstaltungen wurden von engagierten und erfahrenen Visionär_innen und Aktivist_innen organisiert und durchgeführt und lebten von dem großen Engagement der Teilnehmenden. Wir möchten an dieser Stelle allen Beteiligten herzlich für ihr Mitwirken danken und hoffen, dass der Austausch Euch genauso bereichert hat wie uns, dass Ihr viel Spaß hattet und es den einen oder anderen wichtigen Moment für Euch gab.

In der Dokumentation, die Ihr jetzt in den Händen haltet, sind Beiträge von Referent_innen und Teilnehmenden aus den Workshops und der Veranstaltung Verbindungen Sprechen zu Rassismus und Transphobie in LSBTI-Szenen dokumentiert. Der Dialog und Austausch über Rassismus und Transphobie in LSBTI-Szenen ist ein Prozess. Es handelt sich weder um neue Diskussionen, noch sind sie abgeschlossen oder abschließbar. Es geht vielmehr um Annäherungen. Darum, das Bewusstsein für Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen insbesondere für Mehrfachdiskriminierung zu schärfen und gleichzeitig Handlungsstrategien zu entwickeln und anzubieten. In diesem (Bewusstwerdungs-)Prozess geht es uns auch darum, sich zu stärken und zu unterstützen, eine konstante Bereitschaft zu entwickeln, gewaltvolle Verhältnisse und das eigene Eingebunden-Sein darin zu hinterfragen, immer wieder offen und engagiert zu bleiben und dabei den Humor nicht zu verlieren. Wir denken, dass dies gute Voraussetzungen dafür sind, damit auf unterschiedlichen Wegen Veränderungen stattfinden können. Es gibt verschiedene Arten, mit gesellschaftlichen gewaltvollen Verhältnissen umzugehen. LesMigraS hat sich in den letzten Jahren dafür eingesetzt, für mehrfachzugehörige lesbische/ bisexuelle Frauen und Trans* Menschen (LBT) eine selbstermächtigende Organisation zu sein. Mit dem Projekt Tapesch haben wir unser Angebot erweitert und wollen für LSBTI mit und ohne Beeinträchtigungen selbstbestimmte Räume anbieten. Räume, in denen unterschiedliche Erfahrungen und Umgangsweisen mit Gewalt und Diskriminierungen voneinander erfahren, Handlungsstrategien angeboten und ausgetauscht werden können. Dabei sehen wir es als einen notwendigen Teil von Empowermentarbeit an, Körper, Seele und Verstand zusammen zu bringen und auch kreative und künstlerische Ansätze zu integrieren. Mehrdimensional bedeutet für uns auch, LSBTI Personen mit und in ihren unterschiedlichen kulturellen und sozialen Lebensgeschichten zu sehen und anzusprechen.

Identitäten kennen kein Entweder-Oder. Sie sind vielschichtig.

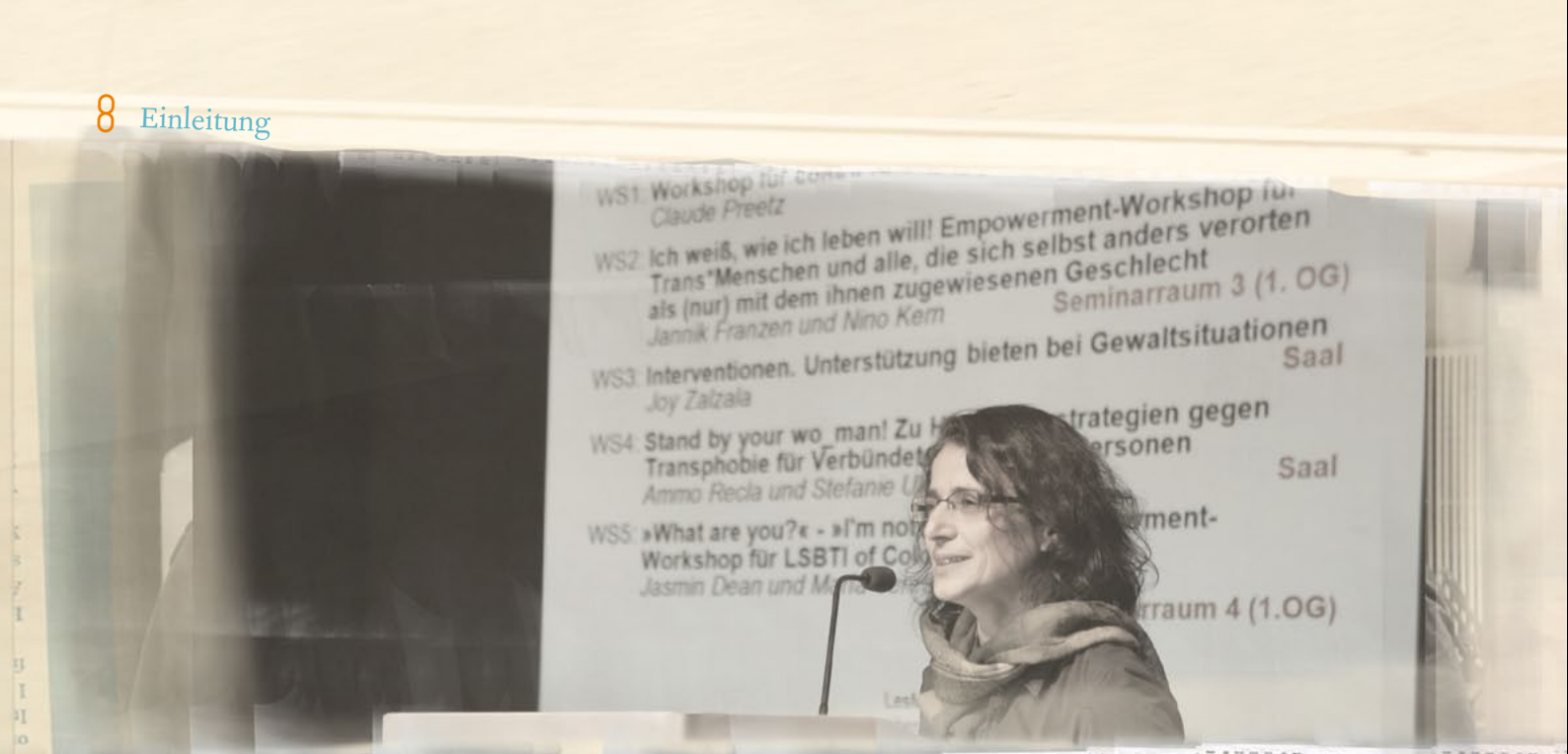
Eure Fragen, Wünsche, Anregungen und Eure Kritik sind uns sehr willkommen und wir möchten Euch herzlich dazu einladen, uns anzusprechen und sie mit uns zu teilen.

Auf unserer Webseite könnt Ihr unser vielseitiges Onlinematerial zum Umgang mit Gewalt und Diskriminierungserfahrungen in zehn Sprachen finden. Außerdem bieten wir ab März 2011 wieder Empowerment-Workshops und Veranstaltungsabende für Euch an. Mehr dazu findet Ihr auf www.lesmigras.de/tapesh.html und auf unserer Facebook-Seite.

Wir wünschen Euch viel Spaß beim Lesen der Dokumentation und freuen uns, Euch und Eure Freund_innen wieder zu sehen!

Euer LesMigraS-Team





WS1 Workshop für ...
Claude Preetz

WS2 Ich weiß, wie ich leben will! Empowerment-Workshop für
Trans*Menschen und alle, die sich selbst anders verorten
als (nur) mit dem ihnen zugewiesenen Geschlecht
Jannik Franzen und Nino Kern
Seminarraum 3 (1. OG)

WS3 Interventionen. Unterstützung bieten bei Gewaltsituationen
Joy Zaizala
Saal

WS4 Stand by your wo... man! Zu H... Strategien gegen
Transphobie für Verbündete... Personen
Ammo Recla und Stefanie U...
Saal

WS5 »What are you?« - »I'm not...«
Workshop für LSBTI of Col...
Jasmin Dean und M...
Saalraum 4 (1.OG)

EINLEITUNG

von Saideh Saadat-Lendle

(LesMigraS – Lesbenberatung Berlin e.V.)

Lesbische, schwule und bisexuelle Frauen, Männer und Trans*Menschen (LSBT*) mit Migrationshintergrund bzw. Schwarze LSBT* sind alltäglich mit Erfahrungen von Rassismus, Sexismus, Homophobie und Transphobie konfrontiert.

Auch wenn diese Erfahrungen unter den Begriffen wie Mehrfachdiskriminierung, mehrdimensionale Diskriminierung oder intersektionale Diskriminierung gelegentlich thematisiert werden, bekommen sie in der Öffentlichkeit, in Forschung und Antidiskriminierungsarbeit der NGOs kaum Aufmerksamkeit. Es gibt fast keine Auseinandersetzung damit, wie in diesem Zusammenhang Rassismus, Sexismus, Homophobie und Transphobie erlebt und bearbeitet werden und welche Spuren sie hinterlassen.

Die Betrachtung von Einzelerfahrungen zeigt, dass Betroffene Diskriminierungen als ineinander verflochten, verzahnt und überlappend erleben. Sie können häufig nicht unterscheiden – und dies ist unter Umständen auch gar nicht möglich – auf welchen Teil ihrer Lebensweise oder ihrer Identität sich erlebte Diskriminierung bezieht. Das erschwert es ihnen, passende Handlungsstrategien in der konkreten Situation von Diskriminierung bzw. Gewalt zu entwickeln und die Gewalt und Diskriminierungserfahrungen gelungen zu bearbeiten.

Ein Aspekt, den lesbische, schwule und bisexuelle Frauen, Männer und Trans*Menschen mit Migrationshintergrund sowie Schwarze LSBT* in den letzten Jahren betont haben, ist, dass Rassismus und Transphobie nicht nur von der sogenannten Mehrheitsgesellschaft ausgehen, sondern dass dies ebenso in Lesben-, Schwulen- und Trans* Kontexten ein Thema ist. Sie erfahren, dass zur „Szene“ zu gehören für sie nicht heißt, dort keiner Diskriminierung und Gewalt ausgesetzt

zu sein. Es bedeutet auch, dass Lesben-, Schwulen- und Trans*-Zusammenhänge in Bezug auf verschiedene Formen von Gewalt und Diskriminierung nicht unbedingt geschützte Räume bieten und dass Gewalt und Diskriminierung auch hier immer wieder neu reproduziert wird.

Auch wenn es bereits seit langem Kritik an Rassismus und Transphobie innerhalb von Lesben-, Schwulen- und Trans*-Zusammenhängen gibt, zeigen uns unsere Erfahrungen, dass diese Erlebnisse dort kaum Gehör finden. Erst seit Kurzem finden Auseinandersetzungen und Reflektionen hinsichtlich dieser Erfahrungen und eigenen Haltungen und Strukturen statt, die in größeren Zusammenhängen wahrgenommen und weitergetragen werden.

Darüber hinaus sind wir im Allgemeinen immer wieder mit den Schwierigkeiten konfrontiert, szeninterne Erfahrungen von Rassismus und Transphobie in einer Atmosphäre von Vertrauen, Zuversicht und Verantwortung für sich selbst und für einander zum Schwerpunkt der Diskussion zu machen. Es kommt immer wieder vor, dass diese Auseinandersetzungen zu Skandalisierung und Abbruch der Diskussionen mit gegenseitigen Verletzungen und Vorwürfen führen.

Es ist aber umso notwendiger, diese Atmosphäre zu schaffen, um im günstigsten Fall gemeinsam gegen Strukturen von Gewalt und Diskriminierung vorgehen zu können und an einem wertschätzenden, respektvollen und gewaltarmen Miteinander mitzuwirken. Die Veranstaltung „Verbindungen sprechen - Rassismus und Transphobie in Lesben-, Schwulen-, Bisexuellen-, Trans*- und Intergeschlechtlichen Kontexten“ im November 2010 stellt ein Schritt in diese Richtung dar.

Wir sind anlässlich dieser Veranstaltung, deren Vorträge in dieser Broschüre dokumentiert sind, zusammen gekommen, um uns über szeninterne Ausschlüsse, Vorurteile sowie Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen aufgrund von Mehrfachzugehörigkeiten auszutauschen. Der Fokus der Auseinandersetzung lag bei der Veranstaltung auf Rassismus und Transphobie.

So kamen wir ins Gespräch, um besser zu verstehen, was uns in der Tat miteinander verbindet und was uns vor dem Hintergrund eines Systems von Privilegien und Benachteiligung von einander unterscheidet.

Wir wollten uns in der Veranstaltung unter anderem konkret darüber austauschen, in welcher Form Rassismen in der lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans*-Szene existieren und wie dies in der Szene reflektiert wird. Uns bewegten folgende Fragen: Wie können wir Rassismen in der Szene gemeinsam sichtbar, thematisierbar und reflektierbar machen? Kann es gelingen, gemeinsam sowohl szeninternen, aber auch gesamtgesellschaftlichen Rassismen die rote Karte zu zeigen? Wie setzen sich lesbische und schwule Cisfrauen und –männer mit Transidentität und Translebensweisen auseinander? Wie schaffen wir es, Geschlechter-Binarität

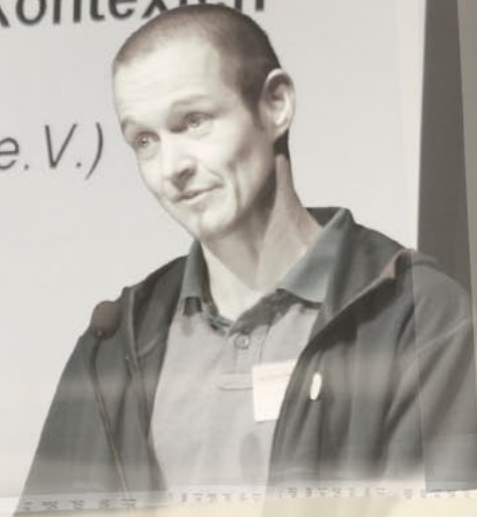
in Frage zu stellen und neue offenere Strukturen zu entwickeln? Welche Auseinandersetzungen und Änderungen brauchen wir dazu, um die seit Jahrhunderten bestehenden binären Schranken in unseren Köpfen zu öffnen?

Wie erfahren und bearbeiten mehrfachzugehörige Lesben, Schwule, Trans* und intergeschlechtliche Menschen verschiedene Formen von Rassismen und Transphobie bzw. wie erfahren sie deren Verwobenheit und Überlappung? Wie können wir uns selbst gegen Gewalt und Diskriminierung stärken und gegenseitig unterstützen? Welche Handlungsstrategien haben einzelne von uns, um sich gegen Diskriminierung und Gewalt zu wehren und welches Potential von Empowerment ermöglicht auch die eigene Mehrfachzugehörigkeit, die eigene Lebensweise? Wir wollten Argumente und Grundlagen zu gemeinsamen persönlichen und kollektiven Unterstützungsstrategien entwickeln, um uns und unseren Widerstand damit zu stärken. Wir wollten auch konkret wissen, welche Unterstützungen sich Betroffene im Umgang und in der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen von Diskriminierung und Gewalt im Kontext LSBTI wünschen. Wie können sich Freund_innen und nahestehende Personen sowie Unterstützer_innen und Multiplikator_innen als Verbündete gegen Transphobie und Rassismus engagieren?

Auch wenn sich im Rahmen ähnlicher Auseinandersetzungen in all diesen Jahren viele Partner_innenorganisationen der Lesbenberatung Berlin e.V., darunter GLADT e.V., ReachOut, ADN B des TBB, Schwulenberatung Berlin, TrIQ e.V., ABqueer e.V. sowie viele Einzelpersonen und Aktivist_innen mit uns verbündet haben, fehlen uns immer wieder, gerade in konkreten Fällen, größere Bündnisse und breitere gemeinsame Überlegungen und Auseinandersetzungen. Wir hoffen, dass durch unsere Veranstaltung vom Nov. 2010 und die vorliegende Broschüre neue Perspektiven für eine engere zukünftige Zusammenarbeit und neue Bündnisse entstehen können.

Transphobie in LSBTI-Kontexten

Jannik Franzen (TrIQ e.V.)



TRANSPHOBIE IN LSBTI-KONTEXTEN

von Jannik Franzen (TrIQ e.V.)

Bevor ich über Transphobie spreche, möchte ich zuerst etwas zum Begriff Trans* sagen: Trans* (mit Sternchen) meint ein breites Spektrum von Selbstdefinitionen und Lebensweisen von Menschen, die sich nicht oder nur zum Teil mit dem Geschlecht identifizieren, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Dies können Personen sein, die ihr Geschlecht wechseln. Trans* umfasst auch Menschen, die sich zwischen oder jenseits von »Frau« und »Mann« verorten. Beides kann mit Körperveränderungen einhergehen oder nicht. Als Trans* verstehen sich auch manche Personen, die zeitweise Geschlechtergrenzen überschreiten (etwa als Cross-Dresser oder in Drag). Man sieht einer Person ihr Trans*-Sein nicht unbedingt an. Der Begriff Trans*, wie ich ihn hier verwende, ist offen für alle Menschen, die sich als trans* verstehen bzw. die sich innerhalb der gängigen zwei Geschlechter nicht wiederfinden.

Der Begriff Transphobie meint emotionale Verachtung sowie gesellschaftliche Diskriminierung von Menschen, die nicht den Normen des körperlichen und sozialen Geschlechts von »Mann« oder »Frau« entsprechen.

Der aus der Psychologie entlehnte Begriff der Phobie verschleiert eher den strukturellen Aspekt der Ablehnung von Trans*. »Phobie« beschreibt eine individuelle starke, irrationale Angst. Transphobie ist jedoch mit sozialen Geschlechternormen verwoben und findet sich auch auf struktureller und institutioneller Ebene: etwa in der medizinischen Einordnung von Trans* als psychische Störung und in der gesetzlichen Vorschrift, dass Trans*Menschen sich für die Änderung des amtlichen Geschlechtseintrags sterilisieren lassen müssen.

Auch umfasst der Begriff Transphobie nicht die Diskriminierung und gewaltsame Normierung durch medizinische Eingriffe, die intergeschlechtliche Menschen oft schon im Kindesalter erfahren – ebenfalls aufgrund ihres Nicht-Passens in die Zwei-Geschlechter-Norm.

Der Begriff Transphobie ist also mit Einschränkungen verbunden und erklärungsbedürftig. In diesem kurzen Input geht es schwerpunktmäßig um Transphobie im Sinne von Ablehnung und Ausgrenzung von Trans* in LSBTI-Szenen, dies aus meiner Perspektive als weiße Trans*Person.

Anhand von Beispielen möchte ich umreißen, was Transphobie in LSBTI-Kontexten bedeutet. Dies beginnt mit dem Begriff LSBTI (lesbisch-schwul-bisexuell-trans*-inter*): Trans* und auch Inter*Personen sind „mitgemeint“, ihre Perspektiven und Anliegen jedoch meist nicht repräsentiert. Trans* wird dabei oft als weitere sexuelle Orientierung verhandelt. Dies wird der Selbstwahrnehmung vieler Trans*Personen nicht gerecht. Schwule, lesbische, bisexuelle Orte sind nicht automatisch Räume, in denen sich Trans* oder Inter*Menschen willkommen und

sicher fühlen können. Es ist eine Form von Transphobie, Trans*Menschen nicht für sich selbst sprechen zu lassen und die eigenen Konzepte nicht zu erweitern bzw. in Frage zu stellen: Was bedeutet es für die zweigeschlechtlichen Begriffe Homo-/Hetero-/Bisexualität, wenn es mehr als zwei Geschlechter gibt, wenn das Geschlecht eines Menschen sich verändern kann und wenn nicht alle Körper den herkömmlichen Vorstellungen von Männern und Frauen entsprechen?

Lesbische Transfrauen und schwule Transmänner erleben vielfach Vorbehalte und Ausgrenzung: etwa durch Diskussionen darüber, ob und unter welchen Bedingungen Transfrauen in lesbischen Räumen erwünscht sind, oder durch das verbreitete schwule Unbehagen vor transmännlichen Körpern.

Eine verbreitete Weise transphoben Verhaltens ist das Ignorieren des Trans-Seins einer Person, z.B. wenn Transmänner nach ihrem Coming-out erst einmal weiterhin als lesbisch gelesen und mit ihrem alten Namen und mit »sie« angesprochen werden.

Dazu gehört auch, die Existenz von Trans*Personen nicht mitzudenken, nicht davon auszugehen, dass sich in »unseren« Räumen Trans*Personen aufhalten, dass mein Gegenüber trans* sein könnte. So werden z.B. Beziehungen von Trans*Personen oft vor einer Transition als lesbisch oder schwul, danach als hetero gelesen, ohne Berücksichtigung der Selbstdefinitionen. Oft fühlen sich Trans*Personen, die ihr Geschlecht verändern und sich nach wie vor lesbisch-schwulen Kontexten verbunden fühlen, dort nicht mehr gesehen – auch wenn die Räume sich »queer« oder »LSBTI« nennen.

Auch erleben Trans*Personen oft Ablehnung, wenn sie vom Gegenüber zunächst einfach als (schwuler) Mann oder (lesbische) Frau gelesen wurden und sich dann als trans* zu erkennen geben. Trans*Körpern wird oft mit Irritation und Ängsten begegnet, oder mit Voyeurismus (»Es ist ja so spannend, dass ich dich treffe – das ist für mich das erste Mal mit so jemandem...«) - Zuschreibungen von Anderssein, die manche Trans*Personen auch in Form von Rassismus erleben. Mit solchen Erfahrungen zu rechnen, kann es für Trans*Personen unterschiedlicher Zugehörigkeiten erschweren oder verhindern, sich an Orten wohl zu fühlen, die das Label LSBTI tragen.

Oft wird Trans*Personen die eigene Identität abgesprochen: »Du bist doch gar nicht trans – für mich bleibst du eine Lesbe...« oder »Man sieht dir doch an, dass du eigentlich ein Mann bist...«.

Hier treffen nicht nur Selbstdefinitionen auf Fremdzuschreibungen. Oft meinen auch andere von vornherein zu wissen, was es mit dem Trans-Prozess einer Person auf sich hat: »Jetzt, wo du eine Frau bist...«, »Das war bestimmt schwer, dass du dich immer im falschen Körper gefühlt hast...«, »Ich habe ja immer gewusst,

dass mit dir etwas nicht stimmt...«. Transphobie äußert sich in der Annahme von Nicht-Trans-Personen, über das Authentisch-Sein von Trans*Personen urteilen zu können: »Du bist überzeugend als Mann... – als Lesbe warst du immer irgendwie komisch...«.

Transphobie ist verknüpft mit der medizinischen Pathologisierung von Trans*Menschen, also dem Für-Krank-Erklären von allem, was von »eindeutigem« Mann- oder Frau-Sein abweicht. Dies ist Bestandteil des Allgemeinwissens über Trans*. So werden Trans*Personen oft mit psychischem »Anders-« und »Gestörtsein« in Verbindung gebracht, statt dass ihre Identität als eine gleichberechtigte Weise unter vielen wahrgenommen würde.

Viele (aber nicht alle) Formen des Trans-Seins stellen die herrschende Zwei-Geschlechter-Ordnung in Frage – und damit die Geschlechterbilder und auch die eigene Identität des Gegenübers. Daraus resultiert oft große Abwehr – Transphobie als Weigerung, die Welt komplexer wahrzunehmen, die angebliche Sicherheit der Einteilung aller Menschen in zwei Geschlechter aufzugeben. Die eigene Unsicherheit und Verstörung werden auf die Trans*Person projiziert. Viele Menschen, die einer Person begegnen, die sie nicht »eindeutig« als Frau oder Mann erkennen, ignorieren diese Person, sprechen sie gar nicht erst an oder fertigen sie möglichst schnell ab. Die Abwehr der eigenen Verunsicherung kann bis hin zu verbaler und körperlicher Aggression gehen, um mit Gewalt die Ordnung wiederherzustellen. Andererseits werden Trans*Menschen auch gern zu »Vorreiter_innen« bei der Auflösung von Geschlechterkategorien erklärt, ob sie dies selbst sein möchten oder nicht. Für gesellschaftliche Veränderungen von Geschlechterbildern sind alle verantwortlich. Dies als spezifische Aufgabe von Trans*Menschen zu begreifen, oder auch Körperveränderungen als »Anpassung an die Norm« zu verurteilen, ist in meinen Augen auch eine Form von Transphobie.

Transphobie geht jedoch nicht nur von Nicht-Trans-Personen aus. Auch Trans*Menschen tragen Geschlechternormen mit sich herum, sowie Bilder davon, wie Trans-Sein aussieht und wie nicht. Auch Trans*Personen sprechen sie sich gegenseitig das Trans-Sein ab. Auch hier spielt oft die Ablehnung von Uneindeutigkeit eine Rolle.

Ähnlich wie bei anderen Formen der Dominanzkultur genießen Nicht-Trans-Personen das Privileg, sich mit den Lebensrealitäten der »Anderen« nicht auseinandersetzen zu müssen: in diesem Fall mit der Situation von Menschen, die nicht in die Zwei-Geschlechter-Norm passen. Trans*Personen mit Mehrfachzugehörigkeiten erleben dabei oft mehrdimensionale Ausgrenzung und Unsichtbarmachung in einer von Rassismus, Heteronormativität und Sexismus geprägten Gesellschaft.

Die Verarbeitung von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen kostet Kraft und braucht Unterstützung. Als hilfreich zur Bewältigung transphober Erlebnisse und Übergriffe beschreiben viele Menschen Räume von und für Trans*Personen: Räume, in denen ihre Identität und ihr Ausdruck von Geschlecht selbstverständlich und willkommen sind, und wo sie Unterstützung von Menschen mit ähnlichen Erfahrungen finden – wie es der Begriff des Empowerments beschreibt.

In Deutschland sind Trans*Orte meist mehrheitsdeutsch geprägt – dies bezieht sich auf Räume, die sich schwerpunktmäßig als Orte von und für Trans*Menschen verstehen. Angebote und Veranstaltungen in diesen Trans*Räumen gibt es meist nur auf Deutsch, Übersetzungsangebote in weitere Sprachen sind selten. Auseinandersetzungen mit Rassismus sind in diesen Kontexten bisher kaum erfolgt und dringend notwendig. Trans*Personen, die Erfahrungen mit anderen Trans*Personen teilen möchten, bei denen es um rassistische Diskriminierung und Gewalt geht, finden in Trans*Szenen, soweit ich dies überblicken kann, oft keine Schutzräume und Unterstützungsangebote.

Nicht nur sind in LSBTI-Kontexten Auseinandersetzungen mit Transphobie nötig, sondern mit Transphobie in Hinblick auf Mehrfachzugehörigkeiten und auf die Verschränkung von Transphobie mit weiteren Ausgrenzungs- und Gewaltformen.

Schließen möchte ich mit einigen Strategien bzw. Forderungen gegen transphobe Ausschlüsse in LSBTI-Kontexten:

- Geht nicht davon aus zu wissen, welches Geschlecht jemand hat, bzw. wie sie_er sich definiert.
- Fragt im Zweifelsfall, mit welchem Namen und Pronomen jemand angesprochen werden möchte.
- Denkt Trans* mit und setzt Euch mit der Verschiedenheit von trans* Identitäten und Lebensweisen auseinander,
- dies auch im Hinblick auf Mehrfachzugehörigkeiten.
- Respektiert Selbstdefinitionen,
- respektiert Grenzen (überlegt z.B. bei Fragen nach Körper oder Operationen, ob Ihr ähnliche Fragen auch einer Person stellen würdet, die nicht trans* ist).
- Hinterfragt eigene Bilder von Geschlecht, auch mit Blick auf Körpornormen.
- Hinterfragt Zweigeschlechtlichkeit und überdenkt Raumpolitiken entsprechend.

Input-Referat



»Opfer« als »Täter_innen«? Vom Umgang mit Diskriminierung, die von Diskriminierten ausgeht

Koray Yılmaz-Günay (GLADT e.V.)

LesMigraS
Lesbenberatung

„OPFER“ ALS „TÄTER_INNEN“? VOM UMGANG MIT DISKRIMINIERUNG, DIE VON DISKRIMINIERTEN AUSGEHT

von Koray Yılmaz-Günay (GLADT e.V.)

Es hat immer Menschen gegeben, die als Migrant_innen, als People of Color, als Schwarze, als Roma/Sinti, als Jüdinnen/Juden und als Menschen, die als ethnisch oder religiös »anders« gelabelt wurden, hässliche Erfahrungen gemacht haben, außerhalb queerer Szenen, immer aber auch innerhalb queerer Szenen. Für sie gab es noch nie den Luxus zu sagen: »Ich bin lesbisch/schwul und alles andere interessiert mich nicht«. Dieses »Mich« ging immer einher mit einem Begriff von »Szene«, wo die sexuelle Orientierung im Vordergrund steht und Fragen von Geschlecht und Herkunft getrost als störend empfunden werden können. Insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten sind so weiße schwule Männer ohne Trans*-Identität zu denjenigen geworden, die auch im Namen von Frauen, im Namen von Lesben, zum Teil auch im Namen von Trans*-Leuten und insgesamt unterschiedlichen Queers of Color sprechen. Dasselbe gilt – in viel geringerem Umfang – sicher auch für weiße Lesben ohne Trans*-Identität. Bitte hört euch den Rest an, mit dieser Einschränkung im Hinterkopf: Lesbische Zusammenhänge waren immer etwas sensibilisierter für gesellschaftliche Unterdrückungsme-

chanismen jenseits der sexuellen Orientierung – und Trans*-Zusammenhänge sind es wohl auch, selbst wenn aus letzteren, die noch relativ junge Szenen sind, noch nicht so viel Erfahrungswissen vorliegt. Und noch ein Wort zu den so genannten »Queers of Color«: Diese Bezeichnung stammt aus dem Englischen und ist selbst Ausdruck des Problems. Wir hängen so weit zurück in unseren Debatten, dass wir noch keinen deutschsprachigen Begriff für unsere Situation in Deutschland gefunden haben.

Heute findet hier eine Tagung statt, bei der es um Transphobie und Rassismus in queeren Kontexten geht. Ich wurde gebeten, auf das Thema Rassismus zu fokussieren und ich will – weil ich nicht so viel Zeit habe – nur ein paar Beispiele nennen, warum dies ein Thema ist, das uns alle beschäftigen sollte. Es gibt eine Wahrnehmung, dass das Thema mit Judith Butler auf die Tagesordnung gekommen sei, genaugenommen mit ihrer Ablehnung des Zivilcourage-Preises am Brandenburger Tor. Diese Wahrnehmung ist richtig und falsch. Für viele Gruppen und Einzelpersonen ist das Thema tatsächlich dort über eine Hürde gesprungen, aber für andere ist es wiederum ein sehr altes Thema. Schwarze Feministinnen, Queers of Color und andere haben seit Jahren und Jahrzehnten auf Mehrfachzugehörigkeiten und Mehrfachdiskriminierungen hingewiesen, ohne außerhalb enger Zirkel gehört zu werden. Ich möchte neben LesMigraS und GLADT vor allem ADEFRA nennen, aber auch die Lesbisch-Schwule Internationale. Viele von den Gruppen sind vor so langer Zeit entstanden und wieder eingegangen, dass die meisten hier nichts mit den Namen anzufangen wüssten...

I. Individuelle Ebene

Weil wir gleichgeschlechtlich begehren und/oder Transidentität haben, heißt das nicht, dass wir in anderen Bereichen außerhalb unserer gesellschaftlichen Position stehen. Selbstverständlich sind Partnerschaften, Hausprojekte, WGs und andere Formen des Zusammenlebens ein Ort, an dem wir mit rassistischen Bildern und Verhaltensweisen konfrontiert sein können. Die Art, wie wir Weiblichkeiten und Männlichkeiten wahrnehmen, aber auch was »Beuteraster« genannt wird, ist häufig genug orientiert an Bildern von Weißsein bzw. Nicht-Weißsein, die uns selbst und unsere Partner_innen als ein Exemplar einer Großgruppe erscheinen lassen. Das sind sehr subtile Mechanismen, die meistens unterhalb einer gewissen Schwelle bleiben. Sie äußern sich in Blicken, alltäglichen Verhaltensweisen, in Vorlieben und Abneigungen, die wir nicht als etwas Besonderes klassifizieren würden. Und trotzdem ist eine Fetischisierung im Allerprivatesten oft das Allerwiderlichste. Und eins möchte ich unterstreichen: Menschen, die sich für besonders reflektiert halten, sind nicht immer frei davon.

Der Lebensbericht »Fucking Germany: Das letzte Tabu oder mein Leben als Escort« von Cem Yıldız, einem türkeistämmigen Sexarbeiter, zeigt für den schwulen Kontext hervorragend, wie Männlichkeiten ethnisiert sind – und welche Bilder, Erwartungen und Begehrensweisen an den Schnittpunkten und den Überschnei-

dungen von Sexualität, Herkunft und Geschlecht entstehen. Macht ist immer ein integraler Teil davon, sowie Herrschaft und Unterwerfung.

Diese Objektivierungen – die Tendenz, Menschen als Fetisch-Objekte zu sehen – bleiben nicht immer nur subtil. Und selten genug bekommen Queers of Color Geld dafür, dass sie als besonders exotisches Spielzeug gesehen werden.

Hier spielt oft genug auch eine andere reale Macht hinein. Das wird vielleicht nirgends so deutlich wie beim Thema häusliche Gewalt. Kommt in einer Ehe oder in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft eine der Personen aus dem Ausland, ist die Möglichkeit der Erpressung, der Drohung und Beleidigung unmittelbar verknüpft mit der Perspektive von so genannten »aufenthaltsbeendenden Maßnahmen«. Das Spielzeug muss dann im Zweifelsfall noch ein paar Monate warten, bis es sich aus einer widerlichen Situation befreien kann.

II. Community-Ebene

Unsere Szenen, die Orte also, an denen wir frei von Diskriminierung und Gewalt bleiben sollten, sind ebenso durchzogen von rassistischen Einteilungen von Menschen in »Wir« und »Ihr«/»die Anderen«. Ich möchte das wiederum anhand einiger Beispiele erörtern, die ich für besonders augenfällig halte.

Orientiert an dem schwulen Rassisten Pim Fortuyn, der in den Niederlanden mit einem ausgesprochen rassistischen Wahlkampf auf Stimmenfang ging und erfolgreich war, haben in den letzten Jahren auch einige Schwule in Deutschland auf rassistische Kampagnen gesetzt, sind aber nirgendwo besonders erfolgreich gewesen. Am interessantesten ist der Fall des ehemaligen Justizsenators von Hamburg, der mit seiner Partei »Rechte Mitte HeimatHamburg« die CDU rechts überholen wollte. Seine Kampagne »Hamburg bleibt deutsch« wurde so wenig goutiert, dass die Partei 2008 ihre Existenz einstellte. Ähnliche Versuche der Profilierung lassen sich in Berlin ebenfalls beobachten. So warnte etwa der schwule Funktionär Bodo Mende im April 2010 bei einem Verbandstag seiner Organisation LSVD vor der drohenden »Überfremdung« deutscher Städte.

Schauen wir uns das queere Vereins- und Verbandsleben an, die Partys, Mahnwachen, Gruppen-Angebote, die Texte von Schlagern, die gespielt werden, die Demonstrationen, Bühnenprogramme, Konferenzen, die Profiltexthe auf sozialen Plattformen im Internet, die Türpolitik in Diskos und viele andere Bereiche unserer Szenen – und diejenigen, die dort vorkommen und diejenigen, die dort nicht vorkommen –, so entsteht ein tristes Bild. Wir sehen, dass die meisten Räume weiß sind, dass die Angebote sich an einen Ausschnitt der Communities richten, dass das Sprechen »im Namen von«, dass die Zuschreibungen in Bezug auf Geschlecht, Sexualität, auf den Grad von Zivilisation, die Neigung zu Kriminalität etc. nicht besonders inklusiv sind. Es sind bestimmte Identitätsmodelle, die als Norm daherkommen – und normierend wirken. Eine Positionierung, die über die Ablehnung von Homophobie (und gelegentlich auch Transphobie) hinausgeht,

fehlt fast durchgängig. Eine Sonderstellung nimmt hier sicher die Personalpolitik in Organisationen und Projekten ein. Wir sehen, dass einzelne Schwarze oder People of Color immer öfter als Aushängeschild gern gesehen sind, um Diversität sichtbar zu machen. Es ist eine Frage von Gerechtigkeit, dass Teams nicht rein weiß sind, deswegen ist das gut. Es ist aber nicht gut – und es wird niemals gut sein –, wenn genau diese Personen es dann immer sind, die zu Veranstaltungen geschickt werden, die mit den Medien reden oder das Thema Interkultur abdecken, die im Zweifelsfall gefragt werden, wenn es um eins »dieser« Themen geht. Das ist entwürdigend.

III. Diskurs-Ebene

In der gesamtgesellschaftlichen Debatte um Einwanderung ist das Verhältnis zu Homosexuellen zu einer Art Lackmus-Test für Integration geworden. Neben der allgemeinen Debatte, die immer noch sehr interessiert ist an den Rechten von Frauen und Homosexuellen im Islam, gibt es auch manifeste Erscheinungsformen, mit denen Politik gemacht wird. Insbesondere an den Fällen schwulenfeindlicher Gewalt, die es in die Presse schaffen, können wir verfolgen, wie die Wahrnehmung von Homophobie immer weiter eingeschränkt wird. Schon über lesbenfeindliche Gewalt wird viel weniger berichtet, weil sie seltener im öffentlichen Raum stattfindet – und transfeindliche kommt fast gar nicht vor, wenn wir uns die öffentlichen Debatten anschauen. Parallel werden aber auch die so genannten »Täter_innen«-Gruppen immer weiter eingeschränkt. Homophobie ist heutzutage nicht mehr Gesetze, Strukturen, die Lehrpläne in Schulen und die Werbung von Media Markt – Homophobie sind heute Nazis oder Jugendliche mit Migrationshintergrund.

Daher vielleicht die Sympathie der baden-württembergischen Landesregierung, die einbürgerungswilligen Migrant_innen, die als muslimisch identifiziert wurden, intimste Fragen stellte. Sie wollte nicht nur wissen, was Betroffene machen würden, wenn ihnen zur Kenntnis gelangt, dass Nachbar_innen Bomben bauen, sondern auch, wie sie reagieren würden, wenn die Tochter so und so leben wollte oder der Sohn sich als schwul outen würde. Über Nacht war also sexuelle Selbstbestimmung zu einem Kernbestand »unserer« Kultur geworden. Und so einfach kann es ja wohl nicht sein, Teil von »unserer« Kultur zu werden.

Offensichtlicher ist das Konkurrenzverhältnis, in das Rassismus und Homophobie gerückt werden, an der Debatte um die Ergänzung des Antidiskriminierungsparagraphen im Grundgesetz. Die Regierungsfaktionen wollten Artikel 3 des Grundgesetzes nicht um das Merkmal »sexuelle Identität« erweitern, weil sie befürchteten, das würde die Integration der Muslime erschweren. Unglücklich lief im Jahr 2010 dann nur, dass sich muslimische Verbände zu Wort gemeldet haben und darauf hinwiesen, sie hätten gar nichts gegen so eine Ergänzung. Selbstverständlich wurde Artikel 3 nicht ergänzt – denn selbstverständlich gibt es kein Interesse an der einen oder an der anderen »Minderheit«. Gut sind beide nur, solange sie sich gegeneinander ausspielen lassen, damit sich ja nichts gravierend ändert.

Lassen wir uns nicht davon täuschen, dass Alice Schwarzer heute in der »Bild«-Zeitung schreiben darf. Oder davon, dass manche Rechtspopulist_innen bei ihrer »Verteidigung« des »jüdisch-christlichen Abendlandes« auch ein gutes Wort für die Homosexuellen einlegen. Die binäre Einteilung von Menschen in ein rassistisches »Wir« und »Die« kommt langfristig sehr gut ohne sexuelle und geschlechtliche Devianzen aus.

IV. Zusammenfassung

Unsere Szenen erfüllen häufig genug ihre Schutzraum-Funktion nicht, das heißt, dass Diskriminierung und Gewalt auf unterschiedlichen Ebenen sich auch dort fortsetzen. Mehrfachdiskriminierung ist damit nicht nur ein Phänomen, das von der Mehrheitsgesellschaft erzeugt wird, sondern auch innerhalb unserer Communities. Die Frage, welche Privilegien wir besitzen – und welche uns vorenthalten werden –, ist auch in unseren Szenen eine, die über Repräsentation entscheidet. Sie entscheidet darüber, ob wir selbst in unserem Namen sprechen können und dürfen – oder ob wir dulden sollen, dass andere das tun, mit zum Teil verheerenden Folgen.

Und: Homophobie und Rassismus sind zu konkurrierenden Ausschlussmechanismen geworden, weil insbesondere schwule Funktionäre auf einen Mainstream setzen, in dem nun ein paar von ihnen mitmischen dürfen. Dass das ausnahmslos weiße Schwule sind, muss ich nicht extra betonen. Weder funktioniert das besonders gut, wie wir an den homophoben Aussagen von Ministerin Schröder sehen oder an der Debatte um Artikel 3 des Grundgesetzes, noch wird damit eine queere Politik den vielen Leuten mit Mehrfachzugehörigkeiten gerecht.

Dieses Spiel von Teile und Herrsche sollte aber ohnehin niemand mitspielen. Wir sollten lernen, die Überschneidungen unterschiedlicher Diskriminierungsformen in den Vordergrund zu rücken und für eine insgesamt menschlichere, diskriminierungsarme Gesellschaft zu kämpfen. Die Bedingungen dafür – Selbst-Empowerment insbesondere – und die Bedingungen für eine seriöse Verbündeten-Arbeit stehen heute hier auf der Tagesordnung. Die Art, wie wir »unsere« Probleme definieren, gehört sicher auch dazu. Intersektionalität wirkt wie ein Zauberwort, das uns in den letzten Jahren aus der Akademie ereilt. Dass sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität viel mit der Konstruktion von Weißsein und Nicht-Weißsein zu tun haben – und dass spezifische Ausformungen von Geschlecht und Sexualität immer auch ein Klassenphänomen sind, predigen indes seit Jahrzehnten zahllose Feminist_innen und Queers of Color. Es ist eine Haltung zuallererst, die von ihnen zu lernen wäre. Alles andere steht jetzt auch schon in schlauen Büchern. Denn, und das meine ich ganz erst: Es gibt nichts Gutes, außer man tut es...

Vielen Dank den Organisierenden für die Einladung – und vielen Dank euch für die Aufmerksamkeit!

Visionen für eine selbstbestimmte und Community basierte Anti- Gewaltarbeit - Handlungsstrategien aus der Perspektive von Mehrfachzugehörigen

Joy Zalzala (*LesMigraS*)

LesMigraS
Lesbenberatung Berlin



VISIONEN FÜR EINE SELBSTBESTIMMTE UND COMMUNITYBASIERTE ANTIGEWALTARBEIT – HANDLUNGSSTRATEGIEN AUS DER PERSPEKTIVE VON MEHRFACHZUGEHÖRIGEN

von Joy Zalzala (*LesMigraS*)

Der Titel zu meinem Referat lautet Visionen für eine selbstbestimmte und communitybasierte Antigewalt-Arbeit – Handlungsstrategien aus der Perspektive von Mehrfachzugehörigen.

Visionen sind für mich voller Hoffnung und Zuversicht. Sie sind zukunftsgerichtet. Wenn Menschen es tagtäglich mit Gewalt und Diskriminierung zu tun haben, wirkt es manchmal schwer, etwas anderes zu tun, als auf diese Erfahrungen zu reagieren und den Schaden sowie die Folgen, wenn möglich, zu begrenzen. Diese reaktive Haltung verhindert oftmals, daran zu glauben, dass Gewalt in ihrem jetzigen Ausmaß vermindert oder sogar beendet werden kann. Doch genau darauf möchten wir heute Ihre Aufmerksamkeit lenken, auf die Vision, Gewalt langfristig zu beenden und auf die Handlungsstrategien, die mit dieser Perspektive eröffnet werden.

Zur Perspektive von Mehrfachzugehörigen in meinem Titel: Es ist für mich sehr wichtig darauf hinzuweisen, dass Personen of Color, insbesondere queere Frauen und Trans*Menschen of Color seit vielen Jahren Konzepte entwickeln, um staatli-

che und zwischenmenschliche Gewalt und Diskriminierung zusammenzudenken. Insbesondere mit einem Fokus auf die Verbindungen von Rassismen, Transphobien und Homophobien. Und noch viel wichtiger: Es werden Visionen entwickelt, um Gewalt und Diskriminierung langfristig zu beenden. Zum Aufbau dieser Visionen möchten wir von LesMigraS mit dieser Veranstaltung einen Beitrag leisten.

Wenn ich von Gewalt und Diskriminierung gegen LSBTI spreche - damit meine ich Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans* und intergeschlechtliche Menschen - und wenn ich heute insbesondere von Rassismen und Transphobien spreche, finde ich es wichtig, verschiedene Formen von Gewalt im Blick zu haben.

LSBTI Menschen erfahren im alltäglichen Leben zwischenmenschliche Gewalt und Diskriminierung: auf der Straße, am Arbeitsplatz, oder in ihrer Herkunftsfamilie. Lesbische/bisexuelle Frauen und Trans*Menschen üben auch Gewalt und Diskriminierung aus. Somit erleben Personen auch in LSBTI-Zusammenhängen, in Freundschaften und in Beziehungen Gewalt und Diskriminierung, z. B. in Form von häuslicher Gewalt, rassistischer Behandlung oder Transfeindlichkeit.

Ebenso erfahren LSBTI Menschen auch durch staatliche Institutionen und Gesetze Gewalt und Diskriminierung. In diesem Sinne sprechen wir von staatlicher und struktureller Gewalt. So erleben Personen z.B. Gewalt durch Polizeibeamt_innen, sei es, wenn ohne Anlass die Personalien kontrolliert werden, die Polizei bei Einsätzen massive körperliche Gewalt anwendet oder selektiv Personen, die eine dunkle Hautfarbe haben und/oder Trans* sind, als Kriminelle verdächtigt und behandelt.

Gewalt kann auch durch Regelungen, Vorschriften oder Gesetze verursacht werden. So kann das Transsexuellengesetz als Gewalt gegen Trans*Personen betrachtet werden, da es Personen, die medizinische und rechtliche Möglichkeiten der Geschlechtsangleichung wahrnehmen möchten, als krank bezeichnet und zur Sterilisation drängt.

Auch Alltagspraxen haben Struktur. Worauf Koray Yılmaz-Günay uns in seinem Vortrag aufmerksam gemacht hat, ist, dass Diskriminierung in LSBTI-Szenen bei Treffpunkten, Veranstaltungen und inhaltlichen Diskussionen keine zusammenhanglose Einzelhandlung ist, sondern eine Diskriminierung, die auf struktureller Macht basiert.

Bei LesMigraS arbeiten wir daher mit einem erweiterten Gewaltbegriff, mit dem wir neben physischer und psychischer Gewalt auch strukturelle Gewalt und Diskriminierungen meinen. Wir betrachten jede Form von Rassismus, Sexismus, Ableism (Diskriminierung aufgrund von Behinderung/Beeinträchtigung), Homophobie und Transphobie als Gewalt, weil sie verletzt und die Chancen der betroffenen Personen, gleichberechtigt und selbstbestimmt zu leben, strukturell vermindert.

Wir sind davon überzeugt, dass zwischenmenschliche, strukturelle und staatliche Gewalt gemeinsam angegangen werden müssen. Wir streben einen Umgang mit zwischenmenschlicher Gewalt an, welcher auch institutionelle, strukturelle und staatliche Formen von Gewalt langfristig verändern kann.

Dabei ist es wichtig parallel vorzugehen. Erstens ist es wichtig, Zusammenhänge und Verbindungen zwischen Diskriminierungsformen zu benennen und dabei gerade auch die Verbindungen von Rassismen und Transphobien innerhalb der LSBTI-Szenen zu benennen und zu reflektieren.

Zweitens brauchen Personen, die von Gewalt und Diskriminierung betroffen sind, Unterstützung! Es ist also notwendig, Strategien im Umgang mit Gewalt und Diskriminierungen aufzubauen, damit Betroffene Unterstützung erfahren, damit Personen, die Gewalt ausüben, zur Verantwortung gezogen werden und damit langfristig die gesellschaftlichen Bedingungen, die Gewalt fördern, verändert werden.

Es geht mir dabei um eine selbstbestimmte und community-basierte Antigewalt-Arbeit. Was heißt dabei selbstbestimmt? Als Betroffene von Gewalt und Diskriminierung erleben wir häufig, dass wir in unserer Selbstbestimmtheit angegriffen werden. Leider wird diese Erfahrung auch bei der Suche nach Unterstützung oft wiederholt. Bei rechtlichen und institutionellen Wegen bspw. gibt es viele Vorlagen und Selbstbestimmtheit steht nicht im Vordergrund, sondern die Tat und Verurteilung bzw. Sanktion der Täter_innen.

Also stellt sich die Frage: Was tun?

Einige der gängigen Antworten auf Gewalt gegen LSBTI Menschen, auch seitens vieler lesbisch-schwuler Zusammenhänge, sind die Konzentration auf ausschließlich zwischenmenschliche Gewaltausübung, die Schaffung eines Bildes von potentiellen Täter_innen und die Forderung nach schärferen Strafen gegen diese. Da wir jedoch davon überzeugt sind, dass zwischenmenschliche, strukturelle und staatliche Gewalt gemeinsam angegangen werden müssen, streben wir einen Umgang mit zwischenmenschlicher Gewalt an, welcher auch institutionelle, strukturelle und staatliche Formen von Gewalt langfristig verändern kann.

So hinterfragen wir zum Beispiel, ob es Sinn macht, schärfere Gesetze und Strafen in Bezug auf Hassgewalt gegen LSBTI Menschen zu fordern. Führen solche Regelungen wirklich zu weniger Gewalt an LSBTI Menschen und bietet das eine angemessene Form zur Verarbeitung ihrer Erlebnisse? Braucht es höhere Strafen, um die Gewalt als gewaltvoll anzuerkennen? Wir bezweifeln dies. Ich möchte hervorheben, dass, wenn ich hier von Hassgewalt rede, ich diesen Begriff in Abgrenzung zu Hasskriminalität benutze. Auch wenn der Begriff Hassgewalt im deutschen Kontext oft synonym mit Hasskriminalität verwendet wird, möchte ich hier eine Unterscheidung reinbringen. Hasskriminalität verbindet die Gewalt, um die es eigentlich geht, sofort mit einer Antwort darauf – nämlich das Strafrechtssystem. Und dadurch wird der Fokus auch direkt auf Gesetze und Polizei und so

weiter gelenkt und andere Möglichkeiten, mit Gewalt umzugehen, scheinen gar nicht mehr möglich. Strafrechtliche Mittel sind für viele Betroffene ein wichtiger Weg und darin begleiten wir sie als Beratungsstelle. Wir befürchten jedoch aufgrund unserer Erfahrungen in der Antidiskriminierungs- und Antigewaltarbeit, dass mit einem Fokus auf strafrechtliche Wege, beispielsweise durch ein Konzept von Hasskriminalität und der Schaffung potentieller Täter_innengruppen, staatliche Gewaltformen und gesellschaftliche Machtverhältnisse, wie etwa Rassismus und Transphobie, aufrechterhalten werden.

Wir glauben, dass Personen, die Gewalt erfahren haben, letztendlich selbst am besten wissen können, was sie brauchen. Sie sollen selbst aus den unterschiedlichen Wegen des Umgangs den für sich passenden wählen können. Unsere Aufgabe sehen wir darin, die Personen auf Wunsch in ihren Umgangsweisen zu unterstützen und sie darin zu begleiten, einen selbstbestimmten Weg einzuschlagen. Wir denken auch, dass Personen, die Gewalt erleben/erlebt haben, eine Verantwortung haben, mit dem Erlebten umzugehen.

Ebenso glauben wir, dass alle Menschen individuell und gemeinschaftlich eine Verantwortung übernehmen müssen, Personen, die Gewalt erfahren, zu unterstützen. Dies erfordert zunächst einmal auch ein starkes Bewusstsein für Gewalt und Mehrfachdiskriminierung und vor allem eine Reflektion über das eigene Verhalten und ein bewusstes Engagement als Verbündete für Mehrfachzugehörige.

Wir verurteilen jegliches Ausüben von Gewalt und erwarten, dass Personen Verantwortung für ihr gewalttätiges oder diskriminierendes Verhalten übernehmen. Dabei wollen wir Menschen jedoch nicht langfristig in Bezug auf dieses Verhalten stigmatisieren, indem wir sie als Täter_innen oder Kriminelle wahrnehmen. Vielmehr denken wir, dass es für Personen, die Gewalt und Diskriminierung ausgeübt haben, möglich ist, langfristig Verantwortung für ihr Verhalten zu übernehmen. Wir denken, dass ihnen dies gesellschaftlich ermöglicht werden sollte und vor allem auch innerhalb der LSBTI-Szenen reflektiert und voneinander gefordert werden sollte. Viel zu oft werden Gewalt und Diskriminierung von nahestehenden oder beistehenden Personen geduldet. Daher wünschen wir uns, dass alle Personen individuell und gemeinschaftlich nicht wegschauen und Menschen darin unterstützen, ihr gewalttätiges und diskriminierendes Verhalten zu beenden und Verantwortung dafür zu übernehmen.

Wir wünschen uns einen Umgang mit Gewalt und Diskriminierung, bei dem die Bedürfnisse der Person, die Gewalt erlebt (hat), im Mittelpunkt stehen und bei dem gleichzeitig kollektive Strukturen und gesellschaftliche Bedingungen, die Gewalt aufrechterhalten und fördern, grundlegend verändert werden. Ich bin gespannt auf den weiteren Abend und wünsche Ihnen viel Spaß mit den Workshops.

VERBINDUNGEN SPRECHEN. VERBINDUNGEN SCHREIBEN. VERBINDUNGEN SPRECHEN UND SCHREIBEN. VERBINDUNGEN VON RASSISMUS UND TRANSPHOBIE IN LSBTI-ZUSAMMENHÄNGEN. MEHR ALS NUR EIN ARBEITSTITEL. DER VERSUCH EINES ANFANGS.

von autotrans [<http://trans.blogsport.de>]

Anmerkung: Der folgende Text wurde nicht als Vortrag auf der Veranstaltung gehalten, da der Referent zum Zeitpunkt der Tagung nicht in Berlin sein konnte.

Es geht um Gewaltverhältnisse. Das Zusammenspiel von nationalstaatlich-struktureller Gewalt, sozialer und psychischer Gewalt sowie auch physischer Gewalt. Es geht darum, komplexe Gewaltverhältnisse anzusprechen, auszusprechen. Aber in welcher Sprache? Wie sprechen? Menschen werden auch in LGBTI-Kontexten diskriminiert, weil sie kein »gutes Deutsch« sprechen, oder mit »Akzent« sprechen. Was ist »gutes Deutsch«, was ist Akzent? Weiß-deutsch aussehende Menschen, die bayrischen »Akzent« sprechen, werden nicht aufgrund ihres »Akzents« diskriminiert. Jedoch werden Menschen in staatlichen Behörden, im Supermarkt, auf der Straße, in der Schule, auf dem Arbeitsplatz und in LSBTI-Zusammenhängen diskriminiert, wenn ihr Sprechen mit »Akzent« als Indiz dafür genommen wird, dass eine Person anders ist, »hier nicht hergehört«. »Nicht-Deutsch aussehenden« Personen, Migrant_innen, Schwarzen und People of Color wird im Gegenzug allzu oft ihr »gutes akzentfreies Deutsch« bzw. ihre Zugehörigkeit und ihr Aufenthaltsrecht abgesprochen oder zumindest in Zweifel gezogen.

Menschen sind schon immer migriert. Sprachen sind schon immer dynamisch. Genauso wie Geschlechtsidentitäten. Jedoch werden Menschen diskriminiert, wenn ihre Stimme, ihre Stimmlage vermeintlich zu hoch oder zu tief ist für ihr Aussehen, für ihre gelebte und verkörperte Geschlechtsidentität; wenn ihr Sprechen vermeintlich nicht zu ihrem Aussehen, ihrer Hautfarbe, oder ihrem Namen passt. Die Überschneidungen von Rassismus und Transphobie äußern sich darin, dass Menschen nicht passieren dürfen, ohne dass ihnen ihre Zugehörigkeit in Frage gestellt oder abgesprochen wird, was sowohl ihre Geschlechtsidentität als auch ihre nationalstaatliche Zugehörigkeit, ihre Daseinsberechtigung in Deutschland betrifft.

Bei Identitätskonstruktionen und der Frage, wer dazu gehört, zu welchem Geschlecht und zu welchem Land, und von wem es sich abzugrenzen gilt, ist immer Definitionsmacht involviert. Es gibt strukturelle, soziale, psychische und physi-

sche Gewaltverhältnisse, an denen alle teilhaben, aber nicht alle in diesen Gewaltverhältnissen gleich exponiert sind, je nachdem wie sie gesellschaftlich positioniert sind. Es geht um strukturelle Diskriminierungen und Kriminalisierungen, insbesondere von Transpersonen of Color, deren Mehrfachzugehörigkeiten und Gewalterfahrungen nicht in entweder Rassismus oder Transphobie passen. Jedoch werden diese komplexen Gewalterfahrungen in der LSBTI-Szene zumeist ausgeblendet und wenn überhaupt monothematisch als Transphobie oder Rassismus thematisiert.

Ein Beispiel dafür ist der Transgender Day of Remembrance in Berlin und in anderen Städten weltweit, bei dem an ermordete Trans_Menschen erinnert werden soll. Dass viele der Ermordeten Trans_Menschen of Color sind, die nicht der Mittelschicht angehörten und nicht nur von Transphobie betroffen sind, sondern gleichzeitig von alltäglicher rassistischer und ökonomischer Gewalt, wird zumeist ignoriert (auch wenn nach deren Ermordung oft nicht klar ist, ob (allein) Transphobie die Täter_innen zu ihrer Gewalttat motiviert hat.) Dies ist eine Politik, die einen Menschen auf ein Identitätsmerkmal reduziert. Eine Politik, die die Komplexität und Verwobenheit von Gewaltverhältnissen und der eigenen Partizipation durch die Adressierung nur eines Diskriminierungsverhältnisses ausblendet, in diesem Fall Transphobie. Die LSBTI-Szene steht vor der Aufgabe der Adressierung und Reflektion von individuellen und kollektiven Partizipationen in diesen Gewaltverhältnissen, die sich in diesem Text schwerpunktmäßig auf Rassismus und Transphobie beziehen, jedoch die Notwendigkeit artikulieren, Machtverhältnisse in ihrer Gesamtheit zu thematisieren und in Frage zu stellen.

Wenn diese Gewaltverhältnisse herausfordert werden und es dabei zu Konfrontationen mit Staats- und Polizeirepressionen kommt, wer wird aufgrund von Aussehen, Hautfarbe und Kleidung selektiv herausgepickt? Wer hat die richtigen Ausweispapiere, die die »richtige Zugehörigkeit« zum Nationalstaat, zum »richtigen Geschlecht« bezeugen? Wer wird schikaniert und/oder physisch angegriffen wegen der Art und Weise, wie eine Person (deutsch) spricht, wegen der Nationalität, des Namens, des Geschlechtes im Pass? Was ist mit Menschen, die von der Polizei mitgenommen werden und in den »falschen Knast« gesteckt werden, weil nur das Geschlecht, das im Pass steht, Grundlage der Entscheidung ist, egal wie eine Person sich definiert und ob sie eine Namensänderung und weitere Transitionen vollzogen hat. Was ist mit Menschen, die wegen »falscher Ausweispapiere«, keinen Ausweisdokumenten, illegalisiertem Aufenthaltsstatus gleich in den Abschiebeknast kommen?

Wer jetzt denkt, dass dies extreme Beispiele sind, der irrt. Es sind unterschiedliche Ausformulierungen von strukturellen Gewaltverhältnissen, in denen nicht alle auf gleiche Weise exponiert sind; die nicht alle »sehen müssen«, da sie marginalisierte

unsichtbargemachte Lebensrealitäten darstellen. Was ist mit den Übergriffen auf die Trans_Sexarbeiter_innen im August 2009 in der Frobenstraße Berlin, die keine einmaligen Gewalttaten darstellen, sondern im Kontext tagtäglicher verbaler und physischer Gewaltverhältnisse stehen. Sind sie angegriffen worden, weil sie Trans sind, oder weil sie Sexarbeiter_innen sind, oder weil sie evtl. migriert sind und evtl. einen prekären Aufenthaltsstatus haben? Es geht um strukturelle Kriminalisierungen aufgrund von abweichender Geschlechtsidentität, in Verbindung mit prekärer Arbeit, in Verbindung mit prekären ökonomischen- und Aufenthaltsstatus in der deutschen Gesellschaft.

Und jetzt sagt noch mal, die Transtagung wäre für alle da. Für wen sind die mehrheitlich weiß-deutschen Räume (sicher), wenn das Bundeskriminalamt mit größter Wahrscheinlichkeit auch personell vertreten ist? Wer wird diskriminiert und wer kann sich in diesen Räumen sicher austauschen, wenn staatliche Repressionsorgane, die einer Mitteilungspflicht unterliegen, im gleichen Raum sind? Die Transtagung will Trans_Menschen nicht aufgrund beruflicher Tätigkeit diskriminieren, so die Antwort auf die diesjährige erneute Anfrage zu ihren politischen Entscheidungen über Inklusion und Exklusion. Die Entscheidung für staatliche Repressionsorgane zu arbeiten, unterliegt der freien Entscheidung und ist veränderbar. Geburtsort, Geschlecht in Geburtsurkunde und Pass, Muttersprache, Hautfarbe und Klassenhintergrund und die damit verbundenen Repressionen sind hingegen keine selbstgewählten veränderbaren Entscheidungen. Wer hat Zugang zu einer Tagung, wenn fast alle Workshops nur auf Deutsch sind und keine Übersetzungen angeboten werden und auch mit der Teilnahmesumme maßgeblich eine weiße deutsche Mittelschichtstrans-Szene adressiert wird. Bin ich zynisch?

Die Transtagung ist ein Beispiel. Mir geht es nicht darum »in der Szene« Initiativen und Gruppen zu dissen. Ich bin teil davon und es wird dort viel wichtige Arbeit geleistet. Mir geht es um politische Veränderungen und darum, Verantwortung zu übernehmen. Selbst Diskriminierungen zu erfahren hat keine selbstverständlichen Konsequenzen, ein kritisches Bewusstsein für weitere Gewaltverhältnisse zu entwickeln. Aber eigene Diskriminierungserfahrungen stellen Potential dar, sich mit den eigenen Normen, eigenen Normalitäten auseinanderzusetzen und die eigene Partizipation an Ausschlüssen kritisch zu hinterfragen.

Wenn es einen community-Gedanken in LGBTI-Zusammenhängen geben soll, kann dieser nicht auf einer »gleichen Identität« aufgrund von Sexualität und/oder Geschlecht basieren, sondern auf der gegenseitigen Anerkennung von Diskriminierungen und Differenzen und darauf, uns in unseren Kämpfen gegenseitig zu unterstützen, zu verbünden, zu solidarisieren, auf der Notwendigkeit, Haltung und einen Standpunkt zu strukturellen Gewaltverhältnissen und -situationen zu beziehen. Dazu gehört auch, die eigenen Normen und Ausschlüsse aktiv zu konfrontieren und zu bekämpfen. Für wen sind welche LSBTI-Räume? Wer hat

Zugang? Wer soll sich wie sicher fühlen können? Raumpolitiken in LSBTI-Kontexten stellen eine wichtige Dimension dar, wenn es um Verantwortlichkeiten und Konsequenzen von politischen Entscheidungen geht. Raumpolitiken müssen nicht nur transparent, sondern auch kritisch reflektiert werden in Bezug auf ihre Diskriminierungen und Ausschlüsse. Oft geht es um Ausschlüsse und Diskriminierungen, die auf grundlegenden primären Interaktionsformen basieren, insbesondere dem Unterschied, willkommen geheißen zu werden, begrüßt zu werden, oder geduldet/toleriert/geoutet zu werden.

Dieser Text ist ein Versuch, Verbindungen zwischen Transphobie und Rassismus zu thematisieren. Es ist der Beginn eines Austausches und die Forderung, Fragen zu stellen und Verantwortung für Entscheidungen zu übernehmen:

- Für wen sollen die Räume/Veranstaltungen sein? Wer/welche Gruppen haben Zugang? (Räumlichkeiten, Sprache, Codes, Infos?)
- Welche Gruppe(n) sind dominant und welche Gruppen/Menschen sind so gut wie nie da? Warum?
- Welche Gruppen sind gesellschaftlich diskriminiert, auch innerhalb der Szene? Wie sollen sich diese eingeladen und wohl fühlen?
- Wer wird wie eingeladen/adressiert/angesprochen?
- Welche Sprachen - auch Gebärdensprache - werden benötigt?
- Wer braucht welche Unterstützung, um teilnehmen zu können? Finanzielle Unterstützung, Kinderbetreuung etc?
- Welche Codes sind bekannt?
- Was bedeutet es, wenn Plakate in Räumen hängen, wenn keine sexistische, rassistische, homophobe, transphobe, antisemitische, antimuslimische, antiziganistische Gewalt geduldet wird? Welche Unterstützungsmöglichkeiten werden für Betroffene angeboten, wenn verbal oder physisch Gewalt ausgeübt wird? Wer fühlt sich verantwortlich bei z.B. rassistischen oder transphoben Gewalttaten einzuschreiten? Wie? Wer wird gehört, wer wird nicht gehört? Wer spricht wie über wen? Wer kann sich wie solidarisieren? Welche politischen Konsequenzen werden daraus gezogen?



PODIUMSDISKUSSION

Alice Stein (Lesbenberatung Berlin/ LesMigraS) im Gespräch mit Claude Preetz, Ammo Recla (ABqueer), Nino Kern (Lesbenberatung Berlin), Jannik Franzen (TrIQ, Lesbenberatung Berlin), Joy Zalçala (Lesbenberatung Berlin/ LesMigraS), Koray Yılmaz-Günay (GLADT), Maria Teresa, Jasmin Dean.

Alice: Herzlich willkommen. Herzlich willkommen an die Referent_innen und die Workshop-Leiter_innen auf der Bühne und die Expert_innen im Saal, die an den Workshops teilgenommen haben und von denen wir gleich etwas hören. Wir haben schon über Rassismus und Transphobie als Unterdrückungsformen gesprochen, die nicht ausschließlich in der sogenannten Mehrheitsgesellschaft praktiziert werden. Wir haben darüber gesprochen, dass sich rassistische und heteronormativistische Machtstrukturen in LSBTI-Kontexten abbilden und dass sie die Erfahrungen von Trans*Menschen und LSBTI of Color prägen. In den Workshops, die stattgefunden haben, haben sich Menschen damit beschäftigt, was für Strategien Trans*Menschen, LSBTI of Color benötigen, um mit Ausschluss- und Diskriminierungserfahrungen umgehen und ihre Räume einfordern zu können. Es wurde sich damit beschäftigt, was es bedeutet, sich als verbündete Menschen zu engagieren und zu intervenieren. Damit, ob es überhaupt möglich ist, über strukturelle Ungleichheiten hinweg gemeinsam als Verbündete auf einer Augenhöhe zu agieren oder ob die Idee der diskriminierungsfreien Szenen eine Utopie ist, die das Gewaltpotential, das durch privi-

legierte und deprivilegierte gesellschaftlich manifestierte Positionen entsteht, ausblendet. Gemeinsame Unterstützungs- und Handlungsstrategien zu finden, bedeutet nicht zuletzt, Verbindungen zu suchen, zu finden und Verbindungen sprechen zu lassen. Was verbindet uns über unterschiedliches Positioniert-Sein in Szenen und Communities? Wo können wir trotz ungleicher Verteilung von Privilegien, trotz unterschiedlicher Erfahrungen, trotz unterschiedlicher Bedürfnisse nach Schutz und unterschiedlichem Selbstverständnis in Räumen Verbindungen untereinander und zueinander finden, Stärke daraus schöpfen und gemeinsam widerständig werden?

Mit diesen Fragen haben sich die Workshops zum Teil beschäftigt. Ich würde darum jetzt die Teilnehmer_innen des Workshops Ich weiß, wie ich leben will! Empowerment-Workshop für Trans*Menschen bitten, ihre Erfahrungen aus dem Workshop zu berichten.

Nino: Wir haben uns in dem Workshop darüber ausgetauscht, wie wir leben, welche Orte wir als sicher und angenehm empfinden, bei welchen Menschen wir uns wohl fühlen, welche Menschen wir vielleicht auch verlassen oder welche Orte wir nicht mehr aufsuchen wollen – was wir also als Schutzraum erleben und was wir unter Umständen als Angstraum erleben. In der Kürze der Zeit haben wir dann auch versucht, Forderungen an die LSBTI-Szenen aufzustellen, aber dazu kommen wir später noch.

Alice: Vielen Dank. Dann machen wir weiter mit dem Bericht aus dem Workshop Stand by your wo_man! Zu Handlungsstrategien gegen Transphobie für Verbündete von Trans*Personen.

Ammo: Wir haben uns v.a. über die Rolle von Trans*Verbündeten unterhalten. Was macht das aus? Was macht das nicht aus? Was gibt es für Unsicherheiten? Wie wirkt in einer Beziehung eine Transition auf eine Person, die nicht transitioniert? Wir haben uns im Wesentlichen darauf konzentriert, anhand eines konkreten Beispiels zu überlegen, was in dieser bestimmten Situation Strategien wären, die Trans*Person zu unterstützen und haben dann durchaus unterschiedliche Möglichkeiten gefunden.

Alice: Vielen Dank. Joy, was kannst du aus dem Workshop Interventionen. Unterstützung bieten bei Gewaltsituationen berichten?

Joy: Wir haben uns ebenfalls mit einem kurzen Szenario beschäftigt. Wir haben uns in drei Gruppen ausgetauscht, mit jeweils unterschiedlichen Perspektiven und haben uns die Frage gestellt, was kann man tun? Wie kann man intervenieren und eingreifen? Es kamen dabei sehr unterschiedliche und spannende Strategien zusammen.

Alice: Danke. Dann bitte ich, aus dem Workshop »What are you?« - »I'm not a what!« - Empowerment-Workshop für LSBTI of Color zu berichten.

Maria Teresa: Wir haben uns über Erfahrungen mit Rassismus und Transphobie allgemein in der Mehrheitsgesellschaft und ganz spezifisch in LSBTI-Kontexten ausgetauscht und haben dann im Anschluss über Handlungsstrategien gesprochen, die wir bereits haben, und mögliche Strategien für die Zukunft.

Alice: Danke. Und nun zum Workshop für contra-rassistische Verbündete.

Claude: Wir haben uns zunächst darüber ausgetauscht, wann wir schon mal Personen oder uns selbst als gute Verbündete erlebt haben und haben gesammelt, was eine gute Verbündete für uns ausgezeichnet hat – also was eine gute Verbündete sein sollte, mitbringen sollte, welche Haltung und aber auch, was nicht. Und dann haben wir uns in einem zweiten Schritt mit Räumen, auseinandergesetzt, in denen wir als Verbündete handeln wollen, können.

Alice: Danke. Dann versuchen wir jetzt nochmal einen etwas tieferen Blick in die Inhalte der Workshops zu bekommen. Und ich beginne wieder bei Jannik und Nino – ihr sagtet, ihr habt Forderungen aus eurem Workshop. Ich glaube, das ist für uns alle interessant.

Nino: Ich nenne mal einige der zentralen Themen aus dem Workshop: Für manche Personen gibt es wenig Orte, die angstfrei und diskriminierungsfrei sind, der Lebensraum ist ziemlich eingeschränkt. Ich kann mir sozusagen überlegen, ob ich in einem Schutzraum lebe – das wären dann bestimmte Szenen oder ein bestimmter Freundeskreis vielleicht – oder ob ich mich isoliere. Die transqueere Szene in Berlin wurde dabei zum Teil als Schutzraum gelobt. Dann kam das Thema auf »Ich habe auch Glück gehabt.« bzw. »Ich habe mir vieles auch selber geschaffen, selber erarbeitet.« – also z.B. einen sicheren Job oder Arbeitsraum und dass so was wie Gruppen – also das, was wir heute hier auch gemacht haben – helfen können, raus aus der Isolation zu gehen, sich auszutauschen, zu bestärken und Handlungsstrategien zu erweitern. Dadurch dass man von anderen Menschen hört, wie sie so ihr Leben gestalten oder wie sie bestimmte Diskriminierungsmomente erleben oder überleben.

Forderungen oder Handlungsempfehlungen – das gilt jetzt hauptsächlich für LSBTI-Szenen – sind z.B:

Wer Toleranz fordert, sollte sie auch geben. Das Beispiel war ein Flyer für Lesben-Partys und die Frage, wer den überhaupt bekommt. Wir haben die Forderung entwickelt, dass Leute, die Flyer verteilen oder Öffentlichkeitsarbeit machen, offener sind für verschiedene Identitäten, z.B. sagen: »Möchtest du einen Flyer für die und die Party?«, anstatt einfach zu entscheiden, wer den Flyer

bekommt. Dann kam der Wunsch auf, ein trans*freundliches Hausprojekt zu gründen. Es gab auch eine Gruppe, die sich überlegt hat, im Theaterbereich etwas zu machen, also Theater, in dem queeres Leben auch Thema ist, aber nicht nur, in dem auch andere politische Themen verhandelt werden. Eine weitere Forderung war, immer wieder im Kopf zu haben, dass die Person mir gegenüber eine Trans*Person sein könnte. Ich weiß nicht, wie sich die Person gegenüber definiert, ich muss fragen oder ich gehe erstmal nicht davon aus, was zu wissen. Abschließend würde ich sagen, Empowerment-Workshops sind super.

Jannik: Ich würde gern noch eine kleine Sache ergänzen, die mir so im Kopf geblieben ist, die ich ganz spannend fand. Es gab so die Diskussion darüber, dass es von vielen so erlebt wird »Ich bin meine eigene Aufklärungsveranstaltung.«. Das kenne ich auch ziemlich gut, bei vielen Kontakten erstmal erklären zu müssen, so definiere ich mich und das ist Trans* und dass das eine ziemlich ermüdende Strategie sein kann und dass es was ganz anderes ist, wenn man in einer Gruppe über ein Medium – z.B. Theater oder Kunst oder irgendeine Politikform – nach außen geht, um für mehr Öffentlichkeit zu sorgen oder für mehr Sichtbarkeit, sich auch Verbündete zu suchen oder verschiedene Strategien und Medien zu nutzen und nicht immer an sich den Anspruch zu haben, ich muss das immer allein machen und ich muss mich auch immer outen oder so was. Das fand ich noch ganz wichtig.

Alice: Danke. Was können Verbündete leisten, was haben Verbündete für Möglichkeiten, zu unterstützen?

Ammo: Die Möglichkeiten sind erstens natürlich vielfältig und zweitens sehr kontextabhängig. Das haben wir an der Beispiel-Szene, mit der wir gearbeitet haben, auch gemerkt. Am Anfang musste erstmal viel geklärt werden: Ist das eine queere Party, ist das keine queere Party, bin ich mit der Person, die trans* ist liiert oder bin ich mit ihr nur befreundet oder bin ich schon auf dem Weg von A nach B oder so, das war nicht klar. Was z.B. diskutiert wurde, war, wenn die Person, über die gerade böse gesprochen wurde, nicht anwesend ist und dann wiederkommt. Soll ich diese Person aus der Situation rauslassen, soll ich für sie entscheiden, »Das ist jetzt zu viel für dich, wir gehen jetzt gemeinsam.« und schütze sie damit oder, konträr, nein, wir stehen das gemeinsam durch und antworten dann gemeinsam oder nacheinander? Das fand ich einen spannenden Moment. Wie wird eigentlich Schutz definiert? Wer macht den ersten Schritt? Wer sagt, wir machen gemeinsam was oder du antwortest nur oder ich antworte? Wir verlassen die Party oder nicht? Das war ganz interessant. Zwei Sachen fallen mir noch ein: Vor möglichen Situationen immer darüber sprechen: Wie kann ich als nicht-trans* Trans*Personen unterstützen, ohne jetzt vielleicht schon Szenarien an die Wand zu malen und sich die Party von vorn-

herein zu verderben, aber kurz zu überlegen, wie ist zu handeln, wie willst du angesprochen werden, wie soll ich dich vorstellen? Manchmal sind es ja solche Situationen, über die man stolpert, über die man gar nicht erst nachdenkt. Und das zweite war: Verbündete im Falle eines Falles zu suchen. Wenn man allein ist mit einer anderen Trans*Person zu gucken, wer ist drumherum, wen kann ich noch ansprechen? Also eigentlich klassische Strategien in einer Bedrohungssituation, die wir auch bei anderen Themen haben: nicht allein zu bleiben, den Raum zu öffnen und das Ganze öffentlicher zu machen.

Alice: Du hast grad im ersten Teil die Problematik angesprochen, für jemanden zu sprechen und dadurch im Zuge eines Unterstützungsversuchs Raum und Selbstbestimmung wegzunehmen?

Ammo: Ja, das haben wir eben diskutiert, ob es das ist oder nicht, wenn eine Trans*Person in Abwesenheit diskriminiert wird und dass die Nicht-Trans*Person dann entscheidet, das soll die nicht hören und ich geh mit ihr jetzt weg und schütze sie damit. Oder ist das eine Situation, in der ich der Trans*Person die Handlung abspreche oder nicht? Das wurde kontrovers bewertet und auch da war dann wieder die Überlegung, es kommt darauf an, ob ich die Person kenne oder nicht. Habe ich das mit ihr abgesprochen und sie sagt, okay, ich will das nicht mehr hören und ich möchte, dass du mir dann einfach signalisierst, wir gehen woanders hin, oder ist das schon eine Vorwegnahme und ich schränke die Trans*Person damit ein in ihrem Empowerment, sich selbst gegen so etwas zu wehren?

Alice: Jasmin und Maria Teresa, wie schätzt ihr das ein? Wie ist in weiß dominierten LSBTI-Kontexten die Möglichkeit, für LSBTI of Color eine gewaltfreie, diskriminierungsfreie Szene zu schaffen?

Jasmin: Zunächst schätzen wir es schwierig ein, einen komplett gewaltfreien Raum zu schaffen. Ich halte das für ein bisschen weit vorgegriffen. Ich glaube, wir sind noch sehr weit davon entfernt. In unserem Workshop haben wir relativ viel über konkrete Situationen diskutiert, die wir selbst erlebt haben. Ganz oft ging es darum, wie verhalten wir uns selbst, also wann machen wir selber z.B. den eigenen Hintergrund zum Thema und wie? Wir sind dann zu dem Schluss gekommen, dass es absolut legitim ist, selber zu entscheiden, in welchem Zusammenhang mache ich den zum Thema und in welchem nicht. Das ist eine Sache, die wir festgehalten haben: Selbstdefinitionsrecht und daraus abgeleitet die Forderung, dass dieses Selbstdefinitionsrecht respektiert werden soll, keine Fremddefinitionen stattfinden sollen. Damit verbunden hat eine Teilnehmende ein tolles Stichwort eingeworfen, es heißt Ambiguitätstoleranz, was bedeutet, dass wenn weiße Personen in LSBTI-Kontexten Unsicherheiten

haben, wie sie uns definieren sollen, einordnen sollen, dann sollen sie diese Uneindeutigkeiten einfach aushalten und sich selber fragen, was hat es denn mit ihnen zu tun, warum sie das jetzt unbedingt wissen möchten oder warum sie unbedingt diese Eindeutigkeit brauchen.

Maria Teresa: Also ich glaube, direkt auf deine Frage würde ich sagen, vielleicht irgendwann als Perspektive, als Vision, aber aufgrund der Fülle an Gewalterfahrungen, die wir da austauschen konnten, würde ich sagen, wir sind weit entfernt von diesem Zustand. Interessant war auch v.a. etwas, das von mehreren Teilnehmenden angesprochen wurde, dieses Spannungsverhältnis: Einmal diese unmögliche Subjektposition, die wir als queere Person of Color besetzen, also dass uns das einfach nicht geglaubt wird, dass wir uns selbst so definieren. Oder dass wir akzeptiert werden, indem ein Teil unserer Identität wieder fallengelassen werden muss oder speziell betont werden muss. Das sind die Spezifika, mit denen wir – also diejenigen, die an dem Workshop teilgenommen haben – uns konfrontiert sehen und insofern würde ich weiterhin die Frage mit nein beantworten.

Alice: Danke. Was für Handlungsmöglichkeiten ergeben sich für contra-rassistische Verbündete, unsere Szenen diskriminierungsfreier zu machen?

Teilnehmerin: Wir haben gemerkt, dass es sehr verschiedene Arten von Situationen gibt, in die man als Verbündete oder Verbündeter reinstolpert. Zum Beispiel die konkreten Situationen mit einer Person, die auch anwesend ist, der man beistehen möchte. Dann kann es aber auch sein, dass die diskriminierte Person oder Gruppe gar nicht anwesend ist, mit der man sich solidarisiert in deren Abwesenheit oder dass man sogar auf Organisationsebene das Gefühl hat, man muss an einer konkreten Struktur z.B. was ändern. Handlungsmöglichkeiten gibt es viele, das war auch eine zentrale Erkenntnis, die auch sehr schön war: Ich bin handlungsfähig, es gibt viele Optionen, die man hat. Da kann man an sich selbst ansetzen. Man kann z.B. die persönliche Bewusstheit erweitern, indem man sich bewusst macht, da und da habe ich Privilegien – es ging ja um die Verbündeten, die privilegiert sind –, man kann eine persönliche Verhaltensänderung anstreben und auch in anderen Situationen außerhalb des eigenen Selbst Rassismus unterbrechen. Was uns ganz wichtig war und was immer wieder genannt wurde, war, nicht bevormunden und Interventionen abstimmen mit den betroffenen Personen, also dass es zwar eine Parteilichkeit gibt und den Wunsch, einzugreifen, aber dass der Maßstab für das, was man tut, die betroffene Person oder Gruppe ist. In dem Zusammenhang wurde auch gesagt, dass Deeskalation geschätzt wird und das bezieht sich auf beides: Einmal auf die Situation, dass man nicht über den Kopf der betroffenen Person hinweg die Situation eskalieren lässt, aber auch, dass es sehr kränkend sein

kann, innerhalb einer sich als solidarisch verstehenden Gemeinschaft einen Rassismusvorwurf zu formulieren, auch gerade als privilegierte Person. Parteilichkeit, Deeskalation, kein Bevormunden, auf ganz verschiedenen Ebenen.

Alice: Dankeschön. Joy, was gibt es für direkte Interventionsmöglichkeiten in Gewaltsituationen, die Transphobie und Rassismus im Blick haben?

Joy: Bei uns im Workshop kamen sehr vielfältige Handlungsstrategien zusammen. Eines, was sehr deutlich wurde, ist, dass es bei einer Intervention sehr wichtig ist, die Situation einzuschätzen und auch selber einzuschätzen, was ich gerade leisten kann, auch von meiner eigenen Positionierung heraus. Das war auch so ein bisschen der Blick, mit dem wir rausgegangen sind, dass es eben unterschiedliche Handlungsstrategien gibt. Zum Beispiel konkret: Erstmal laut sein, erstmal die Situation irgendwie unterbrechen, sich mit der betroffenen Person solidarisieren, einen Blickkontakt suchen, eine Unterstützung bieten, sie direkt ansprechen. Was möchte diese Person gerade? Ein Thema, was sehr kontrovers diskutiert wurde, war das Thema Polizei. Da war es so, dass niemand bereit war, sofort die Polizei zu rufen, aufgrund von Angst vor weiterer Gewalt von der Polizei aus und aufgrund von unklaren Einschätzungen, wie dann mit der Trans*Person of Color umgegangen wird. Wie wird auch mit der Person of Color umgegangen, die die Gewalt ausgeübt hat? Da gab es keine Eindeutigkeit, wie damit umzugehen ist. Sehr viel Wert wurde darauf gelegt, was wünscht sich die Person im Moment, was für eine Unterstützung? Und wenn die Polizei aber gerufen wird von anderen Leuten, dann dabei zu bleiben, präsent zu bleiben, Unterstützung weiterhin zu bieten. Wird die Person gut behandelt? Wie wird die Person, die die Gewalt ausgeübt hat, behandelt, erfährt die eine angemessene Behandlung seitens der Polizei? Auch danach noch die Kontaktdaten auszutauschen und ansprechbar zu sein, falls man doch nochmal als Zeug_in gebraucht wird oder die Person noch eine andere Form von Unterstützung braucht. Wenn andere Leute hinzugezogen werden, andere Passant_innen direkt angesprochen werden, gab es auch wieder die Überlegung, was passiert, wenn diese Leute wieder rassistisch reagieren, transphob reagieren, wie kann man sich da verhalten? Also es ging viel um eine Reflektion von unterschiedlichen Möglichkeiten.

Alice Stein: Koray, aus deiner Sicht und auch mit dem Hintergrund der Arbeit bei GLADT, was muss sich aus deiner Sicht an LSBTI-Kontexten verändern, um diskriminierungsfreie Szenen entstehen zu lassen?

Koray: Das ist wirklich eine heftige Frage, keine Ahnung, um ehrlich zu sein. Also wir haben ja tatsächlich seit ein paar Monaten ein Projekt, das explizit Diskriminierungsfreie Szenen für alle! heißt und wo Rassismus, Sexismus und

Transphobie und im Weiteren das, was man Behindertenfeindlichkeit und Altersdiskriminierung nennt, Schwerpunktthemen bieten und der Ansatz, den wir gewählt haben, ist ein langfristiger. Das wäre vielleicht eine Bedingung, das als Prozess zu denken und als etwas, das nicht von heute auf morgen zu machen ist, weil natürlich viele Leute an vielen unterschiedlichen Orten zu unterschiedlichen Zeiten Erfahrungen machen, die nicht sehr schön sind. Meinetwegen diese Sache mit dem Connection, das ist jetzt das, was am aktuellsten ist vielleicht, was einfach zu skandalisieren wäre. Man könnte den Laden boykottieren, man könnte irgendeine Presseaktion vor der Tür machen oder so, aber ich glaube, diese Form von Skandalisierung, wie wir das bei Homophobie und insbesondere bei schwulenfeindlicher Gewalt immer erleben, dass da eine Mahnwache ist und spontan kommen dann irgendwie mehrere hundert Leute zusammen und so, ist der falsche Ansatz, weil dieser Einzelfall eigentlich nicht mal die Spitze, sondern nur ein Punkt ist an der Spitze des Eisberges. Nachhaltige Veränderungen und Veränderungen, die die Art, wie wir unsere Szenen leben, wie wir sie machen, jeden Tag aufs neue, wären eigentlich das, was angesagt sein sollte. Ich finde tatsächlich, bei all dem Fokus auf Betroffene - was wollen die, ist das jetzt okay oder nicht -, sind Rassismus und in weniger umfangreichem Maße vielleicht Homophobie und Transphobie Sachen, die Leute überall erleben, die unsere Gesellschaft strukturieren. Das richtige Verhalten im Einzelfall ist bestimmt wichtig, aber die nachhaltige Veränderung der gesamten Gesellschaft in diesen Fragen sollte das sein, was wir alle am besten anstreben sollten. Wir leben in einer Gesellschaft, in der wieder biologistischer Rassismus auf der Tagesordnung steht. Juden sind fünfzehn Prozent intelligenter, andere sind genetisch zu dem oder dem disponiert, Aussiedler sind bessere Migranten, weil sie fleißiger sind aufgrund ihres deutschen Blutes und so, ja, das sind alles Argumentationsfiguren, die würde ich späte 60er Jahre zuletzt verorten vielleicht, aber das ist heute sagbar, denkbar und damit ist Politik machbar. Und das muss sich verändern, glaube ich, weil weder Lesben, noch Schwule, noch Trans*Leute, noch queere Leute irgendwie in einem luftleeren Raum leben, sondern sie sind in irgendeiner Weise immer in Relation zu der Gesellschaft, in der sie leben und das ist selbstverständlich so, aber das ist dann vielleicht auch ein bisschen ein entlastender Faktor, zu sagen, wir sind irgendwie nicht die einzigen Bösen oder so, sondern das ist der Hintergrund, vor dem wir uns bewegen und den müssen wir gemeinsam mit Heterosexuellen, mit Leuten, die nicht trans* sind und so, verändern.

Alice Stein: Mich würde nochmal die Ebene der Repräsentation interessieren. Wir haben da vorhin kurz drüber gesprochen. Wie siehst du LSBTI of Color explizit oder auch Trans*Menschen in der Szene repräsentiert und was hat das damit zu tun, wie Szenen sich gestalten?

Koray: Je höher in der Hierarchie, desto weniger weiblich, desto weniger trans*, desto weniger Migration, desto weniger, was man Behinderung nennt, desto weniger Schwarze etc. Ich glaube, in der Vertikalen - egal wie sich das auf der Horizontalen gestaltet - in der Vertikalen wird es immer maskuliner, immer geschlechtseindeutiger, immer weniger Beeinträchtigung und wahrscheinlich gibt es dann auch noch Sachen, die man früher Klasse genannt hätte, heute heißt das ja Schicht oder so was oder Milieu. Das entscheidet glaube ich sehr darüber, wo Leute enden und das ist bei all den möglichen Szenen, von denen wir in Berlin sprechen können, nicht anders. Es sind eher weiße, es sind eher akademische, es sind eher geschlechtseindeutige, meistens sogar eher nur männlich eindeutige Personen, die irgendwas werden, die im Namen aller sprechen dürfen. Die auch diejenigen sind, die zuerst gefragt werden.

Und dann hast du häufig Leute, die als Alibi eingestellt werden, um dann als Aushängeschild zu funktionieren, die diejenigen sind, die zu Veranstaltungen geschickt werden im Namen einer Gruppe oder einer Organisation, diejenigen, die zuständig sind für Interkulturalität, für Fragen des Zusammenlebens, diese ganzen soften Themen, wo es eigentlich nicht um etwas geht. Das ist Personalpolitik und Personalpolitik ist glaube ich eine ganz zentrale Frage, über die sich zu unterhalten lohnen würde, aber dann hast du natürlich auch andere Fragen. Letztes Jahr beim Transgender Day of Remembrance war einer der Hauptkritikpunkte, dass diejenigen, die weltweit ermordet worden sind, hauptsächlich Schwarze oder People of Color waren, dass es hauptsächlich Transfrauen waren, die ökonomisch nicht in den allerbesten Situationen waren und auch nicht in der Akademie arbeiteten, sondern sich auf der Straße prostituiert haben, bevor sie oder währenddessen sie ermordet wurden, und wie sich so ein Gedenken z.B. organisieren lässt. Wer da über diese Personen spricht und über die Verhältnisse, in denen sie elend zu Tode gekommen sind, ist eine interessante Frage und ganz legitimerweise ist bspw. am Transgender Day of Remembrance letztes Jahr so eine Kritik formuliert worden, ganz legitimerweise gibt es über den CSD diese und andere Einschätzungen. Ich glaube, dass das ein Hinweis ist, dass wir als Szenen, als Communities, bisher nicht in der Lage sind, diese Sachen in unsere Reflexion aufzunehmen und daraus konkrete Praxis resultieren zu lassen. Aber wiederum glaube ich auch, dass das Engagement von Les-MigraS und ADEFRA und GLADT und anderen seit Jahren und Jahrzehnten langsam fruchtet. Und dass wir eben solche Veranstaltungen haben, wo viele Leute sitzen und sich mit den Themen beschäftigen, das ist denke ich auch ein gutes Zeichen.

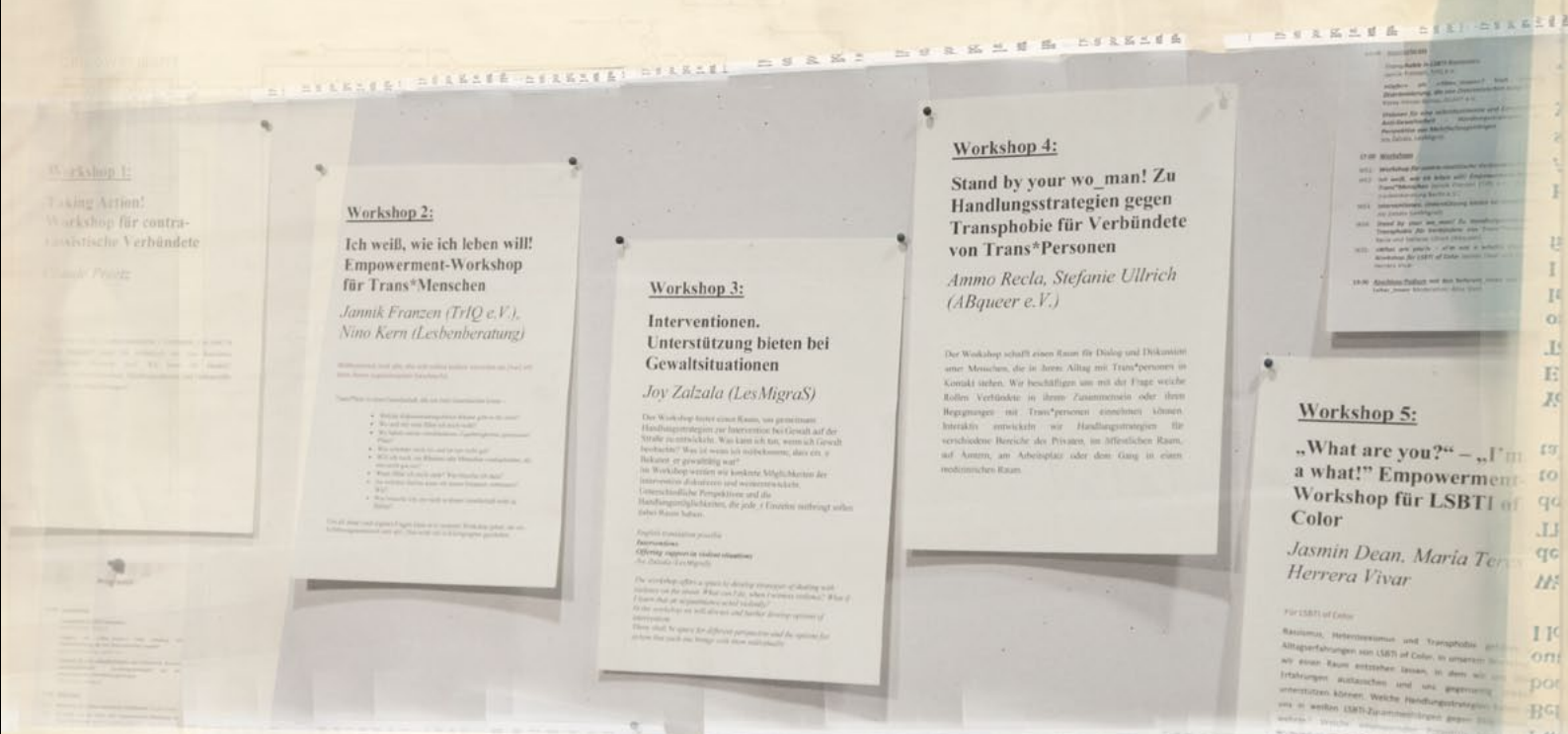
Maria Teresa: Das hatten wir nicht angekündigt, aber wir haben auch Forderungen und die passen gerade ganz gut zu dem, was Koray gesagt hat. Also einmal Ambiguitätstoleranz in jeder Hinsicht und als zweites, wir haben das sehr salopp als »Kehrt vor eurer eigenen Tür« formuliert und versucht, das ins akade-

mische Deutsch zu übersetzen, und daraus ist entstanden – auch so ein schöner Satz – Positionalität beachten und bei sich bleiben und diese Positionalität als mehrfachrelational und kontextspezifisch zu begreifen.

Jasmin: Darf ich noch kurz ergänzen? Wir hatten auch noch relativ viel darüber geredet, dass es ja sowohl bei Rassismus als auch bei Transphobie, wie bei allen anderen Herrschaftsverhältnissen auch, wichtig ist zu gucken, welches Eigeninteresse haben eigentlich die, die jeweils privilegiert werden auch daran, dieses Machtverhältnis zu verändern. Nicht aus Gutmenschenheit heraus zu handeln, sondern vielleicht wirklich zu gucken, welches eigene Interesse habe ich eigentlich daran. Es ist doch einfach nicht sinnvoll, dass es das gibt.

Maria Teresa: Natürlich besteht in konkreten Situationen die Notwendigkeit, Unterstützungszu leisten oder sich solidarisch zu verhalten. Aber insgesamt ist eine Haltung, die sehr klar zwischen Betroffenen und Unterstützer_innen unterscheidet, eine schwierige, an dem Punkt. Denn eigentlich sind wir alle von Rassismus betroffen, auf unterschiedliche Weise. Wir sind alle von Transphobie betroffen, weil wir mit Heteronormativität zu etwas gemacht werden. Ich will nicht Gleichmachen, das ist keine Gleichmacherei, aber wenn ich mich als Betroffene bezeichne, dann habe ich ein ganz anderes Eigeninteresse, diese Verhältnisse zu bekämpfen und darum geht es, irgendwie. Wir sollen solidarisch sein, aber wir sitzen alle im selben Boot, wenn wir eine andere Welt wollen.

Alice: Dann danke ich Euch für Eure Anwesenheit, für Eure Inspiration, für Eure Arbeit, für Eure Ideen und Visionen. Wir haben gehört, diskriminierungsfreie Szenen sind noch in Arbeit, in relativ weiter Ferne, aber ich glaube, unser aller Ziel und unser aller Wunsch. Lasst Verbindungen sprechen...



Bericht zum Workshop:

WORDS OF MOUTH

Tagesworkshop im Rahmen von Tapesh.

Layla Zami

Der Workshop »Words of Mouth« wurde von Layla Zami, Politologin und Filmemacherin konzipiert, um Diskriminierung in Bezug auf Sprache und mögliche Widerstandsformen zu thematisieren. Schwerpunkt des Workshops sind Exilsituationen, konkrete Hindernisse, die Nicht-Muttersprachler_innen täglich begegnen und die daraus entstehenden emotionalen Zustände.

Im Rahmen von »Tapesh«, einer Empowerment-Reihe von LesMigraS, wurde der Workshop am 13. November 2010 spezifisch für Lesben, Schwule, Bi und Trans*Menschen angeboten. Wirbelsäule des Workshops waren Mehrfachdiskriminierung und Intersektionalität.

Besonders erfreulich für die Workshopleiterin war die Vielfalt der Teilnehmenden, die im kleinen Kreis Verbindung zueinander gefunden haben. Die Balance zwischen Frauen und Männern war 50/50, des Weiteren waren Trans*Menschen anwesend (die Genderbezeichnungen beziehen sich auf die Selbstdefinierung der Teilnehmenden am Beginn des Workshops). Die Teilnehmenden kamen aus Brasilien, Peru, Italien, Frankreich und Kanada. Sie hatten sehr unterschiedliche Beschäftigungen und Deutschkenntnisse, was aber nicht als Hinderung zu verstehen war, sondern sich schnell als Bereicherung erwiesen hat. Beispielsweise waren unter den Teilnehmenden sowohl eine Universitätsforscherin, die seit 10 Jahren in Deutschland lebt, als auch ein Künstler, der erst seit drei Tagen in Berlin war. Im Workshop wurden viele Sprachen angewendet bzw. thematisiert: Spanisch, Quechua, Portugiesisch (Brasil), Kurdisch, Créole, Italienisch, Französisch, Englisch und Deutsch.

Auf Initiative von Layla Zami wurde ein ganzheitliches Workshopkonzept entwickelt, das auf verschiedenen Künsten und Methoden beruht. So konnten die Teilnehmenden schauspielern, schreiben, Gedichte und Photographien besprechen und sich auch in Diskussionsrunden über Erfahrungen austauschen. Zwischendurch wurde auch auf die Atmung geachtet und der Körper ausgeschüttelt. Darüber hinaus gab die Workshopleiterin einen theoretischen Input, basierend auf bell hooks und case studies (kurdisch, creole).

Durch den Austausch über Diskriminierung konnten die strukturellen Zusammenhänge aufgezeichnet werden. Homophobie in Bezug auf Sprache, beispielsweise Beleidigungen, wurden thematisiert und Widerstandsmöglichkeiten diskutiert. Der Workshop war Teilnehmenden-orientiert, was sich dadurch auszeichnete, dass auf die Bedürfnisse der Anwesenden eingegangen wurde. In den Austauschrunden wurden viele Themen aufgeworfen. Trotz der ernststen und manchmal schmerzvollen Themen und Diskussionen, haben die Teilnehmenden ihren Humor nicht verloren.

Bericht zum Workshop:

INTERVENTIONEN. UNTERSTÜTZUNG BIETEN BEI GEWALTSITUATIONEN

*Zwei-stündiger Workshop auf der Veranstaltung: Verbindungen Sprechen.
Joy Zalzala (LesMigraS)*

Ankündigungstext für den Workshop im Rahmen der Veranstaltung Verbindungen Sprechen: Der Workshop bietet einen Raum, um gemeinsam Handlungsstrategien zur Intervention bei Gewalt auf der Straße zu entwickeln. Was kann ich tun, wenn ich Gewalt beobachte? Was ist, wenn ich mitbekomme, dass ein_e Bekannte_r gewalttätig war?

Im Workshop werden wir konkrete Möglichkeiten der Intervention diskutieren und weiterentwickeln. Unterschiedliche Perspektiven und die Handlungsmöglichkeiten, die jede_r Einzelne mitbringt, sollen dabei Raum haben.

Anlässlich dieser Ankündigung haben sich ca. 15 Personen, überwiegend Frauen und Trans*Menschen, zusammengefunden, um gemeinsam Handlungsstrategien im Umgang mit Gewalt zu entwickeln. Nach einer kurzen Vorstellungsrunde wurde den Teilnehmenden folgendes fiktives und doch realitätsnahes Szenario vorgelesen:

»Eine Trans*Frau of Color geht Donnerstag Nacht um ca. 2 Uhr von einer Kneipe nach Hause. Zwei Straßen vor ihrem Haus wird sie von einem unbekanntem Mann of Color mit sexistischen Sprüchen angepöbelt. Als sie nicht reagiert, beleidigt er sie mit transfeindlichen und sexistischen Bemerkungen. Sie wehrt sich verbal. Die Situation eskaliert, er greift sie an Händen und Armen und bedroht sie. Sie reißt sich los und läuft nach Hause.«

Daraufhin wurden drei Gruppen gebildet, welche aus unterschiedlichen Perspektiven Interventionsstrategien in Bezug auf die Situation entwickelt haben:

Gruppe 1: Zeug_innen in der Situation

Ihr seid Zeug_innen der Situation, ihr kennt die beiden Personen nicht und möchtet intervenieren. Was könnt ihr tun?

Tauscht euch in der Kleingruppe über Handlungsstrategien aus und haltet diese auf Karten fest.

Gruppe 2: Freund_innen der Betroffenen

Ihr seid mit der Frau befreundet, seid später losgelaufen und kommt zu der Gewaltsituation dazu. Wie könnt ihr intervenieren?

Tauscht euch in der Kleingruppe über Handlungsstrategien aus und haltet diese auf Karten fest.

Gruppe 3: Nachbar_in der Person, die Gewalt ausgeübt hat.

Ihr wart nicht an der Situation beteiligt, sondern bekommt mit, wie ein Nachbar, der die Gewalt ausgeübt hat, darüber redet. Ihr habt ein loses Verhältnis zu ihm und möchtet etwas tun.

Tauscht euch in der Kleingruppe über Handlungsstrategien aus und haltet diese auf Karten fest.

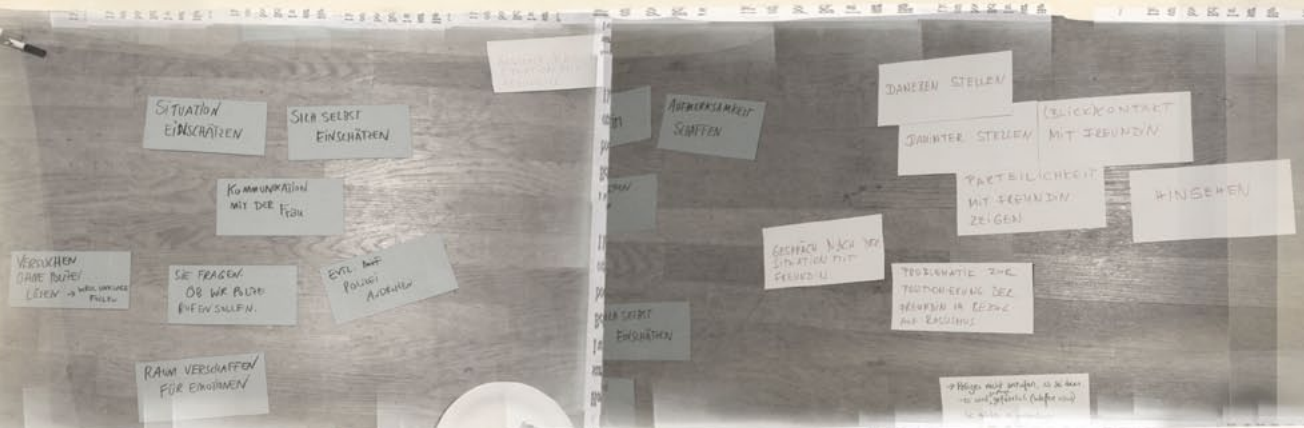
In den Kleingruppen wurde lebhaft diskutiert und es wurden trotz der knappen Zeit von 30 Minuten viele konkrete Handlungsstrategien entwickelt.

In der großen Runde haben die Teilnehmenden ihre Interventionswege vorgestellt. Dabei wurden auch Fragen und Probleme, die sich in den Kleingruppen ergeben haben, gemeinsam weiterdiskutiert.

Eine Kontroverse war beispielsweise das Rufen der Polizei bei den Gruppen 1 und 2. Für viele Teilnehmenden stellte dies aufgrund befürchteter rassistischer und/oder transfeindlicher Behandlung der Beteiligten bzw. ihrer selbst gar keine Option dar, während andere die Polizei bei massiver körperlicher Gewalt, bspw. mit Waffen, rufen würden oder auf Wunsch der betroffenen Frau.

Aus dem Feedback der Teilnehmenden wurde deutlich, dass das aktive Nachdenken über Interventionsmöglichkeiten sehr gewinnbringend sein kann. Einige Teilnehmenden äußerten, dass sie bisher noch nicht in eine Situation gekommen sind, in der sie aktiv hätten intervenieren müssen, dass die Vorstellung ihnen jedoch große Angst bereitet habe. Nach dem Workshop hatten sie das Gefühl, etwas selbstsicherer zu sein und Handlungsoptionen zur Verfügung zu haben. Andere Teilnehmende wiederum, welche schon ein oder mehrmals interveniert haben, konnten ihre Handlungsstrategien überdenken, verfestigen oder weiterentwickeln. Die Situation der Gruppe 3 - also im Nachhinein mitzubekommen, dass eine Person, zu der ein loses Verhältnis besteht, Gewalt ausgeübt hat und darauf zu reagieren – war den Teilnehmenden am unbekanntesten. Hier bestand Interesse, die Situation in Gedanken weiterzudenken und Handlungsstrategien für sich selbst zu entwickeln.

Das Interesse der Teilnehmenden an der Auseinandersetzung mit Interventionen und der Entwicklung von Handlungsstrategien war so groß, dass zwei Teilnehmende nach der Veranstaltung weiterführende Treffen für die Workshopgruppe organisiert haben, um an dem Thema weiterzuarbeiten.



„WHAT ARE YOU?“ * „I'M NOT A WHAT!“

*Dokumentation des Empowerment-Workshops für LSBTI of Color
Zwei-stündiger Workshop auf der Veranstaltung: Verbindungen Sprechen.
Jasmin Dean und Maria Teresa Herrera Vivar*

Die Idee zu unserem Workshop entstand aus unserer jeweiligen biographischen, akademischen und politischen Auseinandersetzung mit Rassismus und Homophobie gegenüber Queers of Color (QOC)/LSBTI of Color. Da Rassismus, Heterosexismus und Transphobie zu den Alltagserfahrungen von LSBTI of Color gehören, sollte unser Workshop einen Raum dafür bieten sich über diese Erfahrungen auszutauschen und sich gegenseitig zu stärken und zu unterstützen. Aus dieser Perspektive stellen der Austausch und die Anerkennung von Erfahrungswissen die Basis von Empowermentprozessen dar. Ein zentrales Element dabei besteht darin sich gegenseitigen zu bestätigen, dass jede_r von uns bereits über Handlungsstrategien verfügt, um sich in weißen LSBTI-Zusammenhängen gegen Diskriminierung zu wehren. Darüber hinaus zielt diese Herangehensweise darauf ab die empowernden Potentiale, die die eigene Mehrfachpositionierung birgt, aufzuspüren und Forderungen an ein uns unterstützendes Umfeld zu formulieren. Dabei ist uns besonders wichtig unsere verschiedenen sozialen Positionierungen und damit verbundenen Ressourcen aber auch Privilegien (in unserem Fall z.B. als Cisgender) zu reflektieren.

Ein Donnerstag-Nachmittag, etwa 17 Uhr. Der Raum in der Werkstatt der Kulturen am Herrmannplatz hat kahle weiße Wände und wird von grellem Neon-Licht erleuchtet. Nach und nach tröpfeln zögernd einige Teilnehmende des Empowerment-Workshops für LSBTI of Color ein. Die parallel stattfindenden Workshops sind dagegen gut besucht. Wo sind »unsere Leute«? Wir wissen doch, dass es sie gibt – Queers of Color befinden sich in unseren Freund_innenkreisen, wohnen in unseren WGs, arbeiten in politischen Gruppen mit uns zusammen, begegnen uns auf Straßenfesten, Demos oder auf der Tanzfläche. Dass nur wenige den Weg hierher gefunden haben, wirft Fragen auf: Hat die Form der Veranstaltung (Vorträge, Workshops, Podiumsgespräch) viele nicht angesprochen? Ist unser Workshop als einer von fünf parallelen Workshops in der Ankündigung quasi »untergegangen«? Gibt es wenig Bedarf an Empowerment-Räumen für Queers of Color? Letzteres halten wir aus unserer Erfahrung heraus für sehr unwahrscheinlich.

Zu Beginn des Workshops legen wir als Workshopleiterinnen unsere Motivation dar. Unser akademisches und aktivistisches Engagement richtet sich einerseits gegen die Verunmöglichung und Unsichtbarmachung von Subjektpositionen, die sich als queer und of color/Schwarz verstehen, und die damit einhergehende Auslagerung von Homophobie aus der Mehrheitsgesellschaft in die migrantischen

Communities sowie die fortwährende Konstruktion des »homophoben migrantischen/muslimischen männlichen Jugendlichen« in der weiß dominierten LSBTI-Szeneöffentlichkeit. Andererseits besteht u. E. die Notwendigkeit sich mit den Ausschlüssen, die in POC/QOC-Räumen (re)produziert werden, auseinanderzusetzen. Dazu gehört z.B. die Tatsache, dass sich Trans* of Color auch innerhalb eines POC/QOC-Raumes mit Übergriffen und diskriminierenden Erfahrungen konfrontiert sehen. Von daher betrachten wir sowohl weiße LSBTI-Kontexte als auch POC-Räume nur als potentielle Schutzräume, da in diesen rassistische und transphobe Verhaltensweisen vorkommen können. Denn Szene-Räume dieser Art entwickeln ihr jeweils eigenes normatives Subjekt und machen Trans*-Menschen bzw. POC zu »Anderen«, die abwechselnd als störend, dann wieder als interessant und »exotisch« wahrgenommen werden. Sowohl im Kontext von Rassismus als auch von Transphobie beobachten und erleben wir hier Exotisierungen, die sich beispielsweise in voyeuristischen und distanzlosen »Kennenlern-Fragen« (»Woher kommst du?«/»Was bist du?«) oder grenzüberschreitendem Körperkontakt ausdrücken. Cisgender gegenüber Trans*-Menschen ebenso wie weiße Personen gegenüber POC beharren häufig auf ihrer Definitionsmacht und stellen dadurch das Selbstbestimmungsrecht von Trans*-Menschen und POC in Frage. Sätze wie »Für mich bist du aber...« bzw. »Eigentlich ist er/sie...« oder »XY war früher eine Frau/ein Mann« können ein Ausdruck dieses verweigerten Selbstbestimmungsrechts sein. Das wiederholte falsche Aussprechen von Namen bzw. die Verwendung falscher Namen und Pronomen sind ebenso Zeichen eines respektlosen und nicht-wertschätzenden Umgangs.

»What are you?« - »I'm not a what!«

»You're not discovering me. I was already here!«

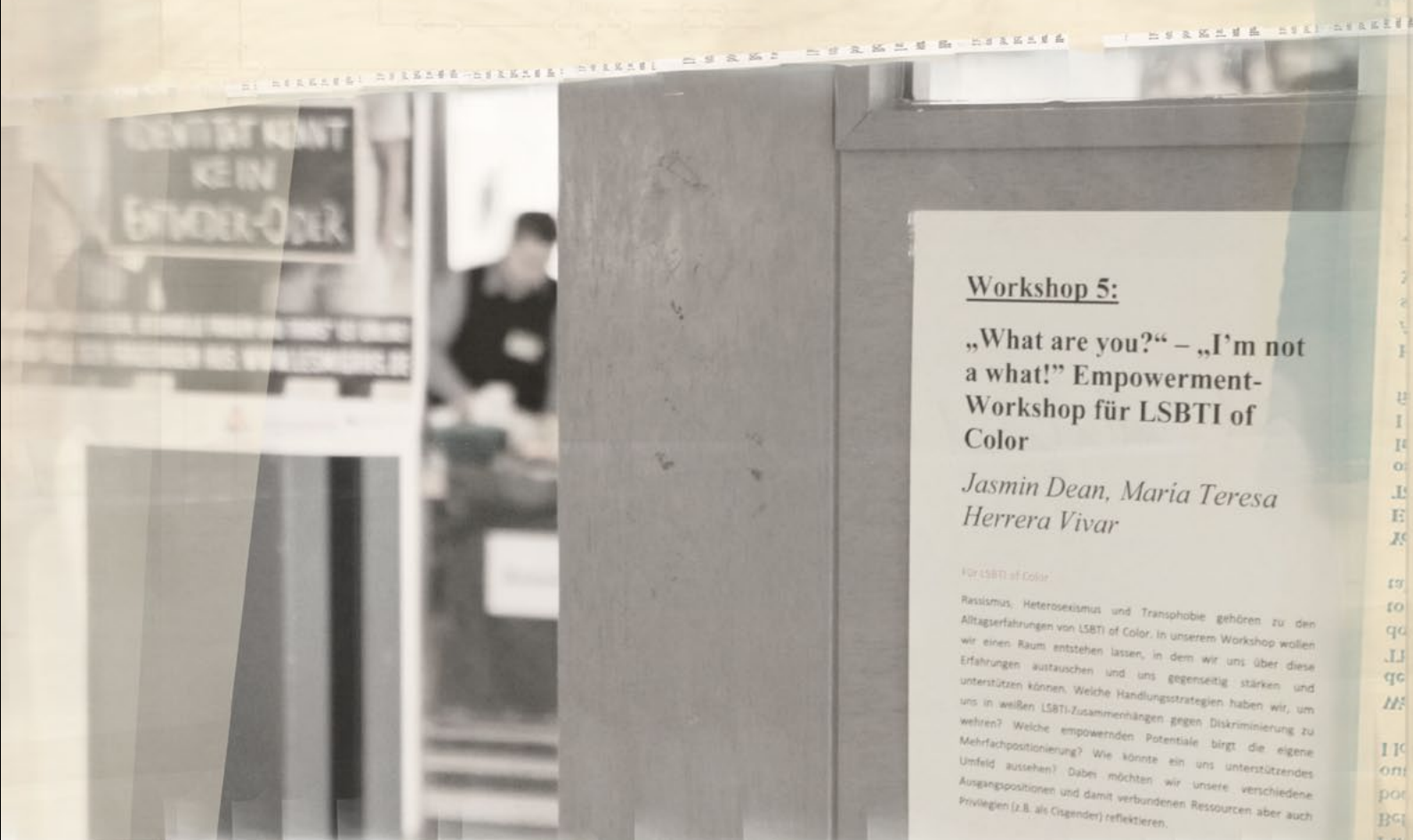
In einer kleinen, aber angenehmen Gruppe von sieben Personen tauschen wir uns dann über Situationen innerhalb von LSBTI-Kontexten aus, die wir selbst erlebt haben. Entsprechend des Triangulations-Modells nach Grada Kilomba teilen wir sie in 1. Situationen, in denen wir rassistisch oder/und transphob angegriffen wurden, 2. Situationen, in denen wir selbst jemand anderen z. B. transphob angegriffen haben, und 3. Situationen, in denen wir einen solchen Angriff beobachtet haben. Aus der Frage, was wir in diesen Situationen gebraucht hätten und was uns stärken kann bzw. wie wir uns anders verhalten können, erweitern wir unsere eigenen Handlungsstrategien und formulieren Forderungen an (weiße) LSBTI-Kontexte. In der Gruppe gibt es auch ein großes Bedürfnis, Ausgrenzungserfahrungen aus POC-Communities zu thematisieren.

Wir sprechen über unsere Erfahrungen mit ambivalenten und kontextgebundenen Selbstpositionierungen. Dreh- und Angelpunkt ist hierbei das Thema Selbstbestimmungs- bzw. Selbstdefinitionsrecht. Wir kommen zu dem Ergebnis, dass wir

uns den Raum nehmen möchten bzw. die Möglichkeit eingeräumt bekommen möchten, situativ zu entscheiden, wie wir uns positionieren, welche Identitätsanteile wir als relevant betrachten und hervorheben wollen. In diesem Zusammenhang steht auch das in der Gruppe formulierte Bedürfnis, überhaupt nicht von anderen definiert zu werden, und die Forderung nach Ambiguitätstoleranz, d.h. nach Anerkennung unserer ambivalenten, kontextgebundenen und wechselnden Selbstpositionierungen. Als Grundlage einer möglichen Bündnispolitik wurde im Workshop formuliert, dass es notwendig sei anzuerkennen, dass es sich jeweils (nur) um ein kontingentes (kontextgebundenes) WIR handelt bzw. handeln kann. Darüber hinaus bietet jede Konfrontationssituation für uns (natürlich je nach Tagesform und Kontext) die Möglichkeit in den hegemonialen Diskurs zu intervenieren, und so Irritationen des weißen und cisgender-queeren Konsens hervorzurufen.

Als Workshopleiterinnen und Autorinnen dieses Artikels ist es uns wichtig, abschließend die Frage der »Positionalität« hervorzuheben: Welche Position (privilegiert oder benachteiligt) haben wir in einer ganz bestimmten Situation in einem ganz bestimmten Zusammenhang gegenüber wem? Wir möchten unsere Mehrfachdiskriminierung, aber auch unsere Privilegierung beachten und dabei im Kopf behalten, dass die Privilegienverteilung unter uns äußerst komplex und kontextgebunden ist. An dieser Stelle möchten wir auf Cisgender-Privilegien hinweisen.

Es gibt viel zu tun, aber auch viel zu lassen.



ÜBER LESMIGRAS

LesMigras ist der Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich der Lesbenberatung Berlin e.V.. Wir setzen uns in unserer Arbeit für eine Gesellschaft ein, in der alle Aspekte des Lebens und der Persönlichkeit von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* Menschen akzeptiert und wertgeschätzt werden. Dazu gehört eben nicht nur die sexuelle Orientierung, sondern auch die Zugehörigkeit zu verschiedenen gesellschaftlichen, sozialen, religiösen und kulturellen Gruppen. Daraus ergeben sich sehr unterschiedliche Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierungen. Wir arbeiten in einem interkulturellen Team, so dass wir den vielfältigen Bedürfnissen und Interessen aus unterschiedlichen Perspektiven begegnen können.

Wir bieten u.a.

- Veranstaltungen und Aktionen zur Stärkung und Vernetzung von Migrant_innen/Schwarzen Lesben, Bisexuelle und Trans* und Personen of Color.
- Persönliche und telefonische Beratungen in Englisch, Persisch, Spanisch, Italienisch oder Deutsch. Für weitere Sprachen arbeiten wir mit Dolmetscher_innen zusammen.
- Beratung bei Diskriminierungserfahrungen und zu den Anwendungsmöglichkeiten des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG).
- Beratungen zu Gewalt in lesbischen und trans* Beziehungen.
- kostenlose Rechtsberatung zu Asylrecht, Aufenthaltsrecht, Gewaltschutzgesetz, ..
- Fortbildungen, Workshops und Coaching für Mitarbeiter_innen und Nutzer_innen anderer Projekte zu Anti-Gewalt und Antidiskriminierungsarbeit im Kontext von Mehrfachdiskriminierung, zu interkultureller Kompetenz, und andere Themen
- Veröffentlichungen zu Lebensrealität Lesbischer Migrantinnen in Deutschland und Europa in verschiedenen Sprachen.

Weitere Infos: www.lesmigras.de

12 GRUNDLAGEN UNSERER ANTIGEWALT- UND ANTIDISKRIMINIERUNGSARBEIT

Von LesMigraS, Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich der Lesbenberatung Berlin e.V.

1. Mehrfachzugehörigkeit ist die Perspektive, aus der wir gegen Gewalt und Diskriminierung arbeiten.

2. Lesbische/bisexuelle Frauen und Trans*Menschen erfahren vielfältige Formen von Gewalt emotionaler, psychischer, physischer und struktureller Art.

3. Lesbische/bisexuelle Frauen und Trans*Menschen erfahren sowohl zwischenmenschliche als auch vom Staat ausgehende und strukturelle Gewalt und Diskriminierung.

4. Zwischenmenschliche, strukturelle und staatliche Gewalt- und Diskriminierungsformen bedingen sich gegenseitig und müssen zusammen angegangen werden.

5. Lesbische/bisexuelle Frauen und Trans*Menschen üben auch Gewalt und Diskriminierung aus.

6. Strukturelle Machtverhältnisse beeinflussen die Art und Weise, wie Gewalt erlebt wird. Sie beeinflussen auch, welche Folgen das Erleben von Gewalt haben kann und welche Handlungsmöglichkeiten den von Gewalt betroffenen Personen dabei zur Verfügung stehen bzw. von ihnen wahrgenommen werden.

7. Wir glauben, dass gesellschaftliche Bedingungen und Machtverhältnisse, welche zwischenmenschliche Gewalt und Diskriminierung aufrechterhalten und fördern, grundlegend verändert werden sollen und können.

8. Wir glauben, dass Personen, die Gewalt erfahren haben, letztendlich selbst am besten wissen können, was sie brauchen. Sie sollen selbst aus den unterschiedlichen Wegen des Umgangs den für sich passenden wählen können. Unsere Aufgabe sehen wir darin, die Personen auf Wunsch in ihren Umgangsweisen zu unterstützen und sie darin zu begleiten, einen selbstbestimmten Weg einzuschlagen.

9. Wir glauben, dass Personen, die Gewalt erfahren haben, eine Verantwortung haben mit dem Erlebten umzugehen. Ebenso sollen alle Personen individuell und gemeinschaftlich Verantwortung zur Unterstützung von Personen, die Gewalt erfahren haben, übernehmen.

10. Wir denken, dass es für Personen, die Gewalt ausüben/ausgeübt haben, möglich ist, langfristig Verantwortung für ihr gewalttätiges Verhalten zu übernehmen. Dies sollte ihnen gesellschaftlich auch ermöglicht werden.

11. Wir denken, dass Personen individuell und gemeinschaftlich eine Person, die Gewalt ausübt/ausgeübt hat, darin unterstützen sollen, langfristig Verantwortung für ihr Verhalten zu übernehmen.

12. Wir wünschen uns einen Umgang mit Gewalt, bei dem die Bedürfnisse der Person, die Gewalt erlebt (hat) im Mittelpunkt stehen, und bei dem gleichzeitig kollektive Strukturen und gesellschaftliche Bedingungen, die Gewalt aufrechterhalten und fördern, grundlegend verändert und transformiert werden.

INTERVENIEREN BEI DISKRIMINIERUNGS- UND GEWALTSITUATIONEN

(Auszug aus dem Empowerment-Online-Material von LesMigraS)

Jede Person kann Intervenieren oder die betroffene Person unterstützen!

Es gibt viele Möglichkeiten, in einer Situation, in der eine Person Diskriminierung oder Gewalt erfährt, zu intervenieren, auch viele, die Sie nicht direkt selbst in Gefahr bringen. Diskriminierung und Gewalt drücken sich nicht erst durch offene Beleidigungen oder körperliche Angriffe aus, somit können auch scheinbar kleine Interventionen eine Unterstützung sein und manchmal Schlimmeres verhindern. Nur Sie können entscheiden, zu welchen Schritten Sie bereit sind und natürlich können Sie stets entscheiden, ob Sie sich in der jeweiligen Situation damit sicher fühlen zu intervenieren, oder ob Sie eher im Nachhinein etwas Unterstützendes tun möchten.

Hier sind einige Anregungen für Interventionsstrategien. Spielen Sie sie in Gedanken durch oder tauschen Sie sich am besten mit Freund_innen oder Bekannten darüber aus. Es kann sehr hilfreich sein, sich im Vorfeld Interventionsstrategien für unterschiedliche Situationen zu überlegen, die zu Ihnen passen, so dass Sie in einer Diskriminierungs- und Gewaltsituation schneller reagieren können und Handlungsoptionen zur Auswahl haben.

Sie sitzen mit Freund_innen im Café und merken, wie ein Lesbenpaar von einem Mann anzüglich beobachtet wird...

- Setzen Sie sich an einen Tisch zwischen dem Paar und dem Mann und versperren ihm somit seine Sicht.
- Machen Sie das Café-Personal auf die Situation aufmerksam.

Wenn Sie auf der Straße beobachten, dass eine Person beschimpft wird...

- Gehen Sie hin und fragen Sie nach Feuer oder nach dem Weg. Dies unterbricht die Situation und irritiert die schimpfende Person meistens. Sie können mit der betroffenen Person Blickkontakt aufnehmen und ihr zeigen, dass sie nicht allein ist.
- Zeigen Sie Ihre Solidarität. Sprechen Sie die betroffene/n Person/en direkt an und zeigen Sie, dass Sie die Situation beobachten.
- Bieten Sie Ihre Unterstützung an: »Kann ich Ihnen helfen?«, »Wollen wir gemeinsam weitergehen?«.
- Bitten Sie andere Passant_innen um Unterstützung.

Wenn jemand im Geschäft, im Café, bei einer Fahrscheinkontrolle usw. vom Personal diskriminierend behandelt wird...

- Sprechen Sie die betroffene Person an und teilen Sie ihr Ihre Wahrnehmung mit. Es kann als Betroffene_r gut tun, in der Diskriminierungserfahrung bestätigt zu werden.
- Sprechen Sie die Person, die sich diskriminierend verhält, direkt an und fragen Sie nach: »Ich habe gerade beobachtet, dass sie die Person ›so und so‹ behandelt haben, das finde ich sehr diskriminierend.« Selbst wenn die Person das Verhalten abstreitet, so wird ihr zumindest deutlich, dass andere Personen die Situation beobachtet haben und Diskriminierung nicht einfach dulden.
- Fragen Sie nach dem Namen oder der Dienstnummer der Person, die sich diskriminierend verhalten hat, und schreiben Sie sich die Daten auf.
- Melden Sie den Fall bei uns oder einer Antidiskriminierungsstelle. Hilfreich sind für uns eine kurze Beschreibung was geschehen ist: Wann? Wo? Wer war beteiligt? Wurde interveniert und wie bzw. mit welchen Folgen?
- Schreiben Sie einen Beschwerdebrief an den Betrieb oder fordern Sie eine Antidiskriminierungsstelle auf, dies zu tun. Sollten Sie keine (positive) Reaktion erhalten, kann es sinnvoll sein, sich an die nächst höhere Instanz zu wenden.

Toll ist es auch, sich in Workshops oder Gruppen auszutauschen und gemeinsam Handlungsstrategien zu entwickeln und in Rollenspielen auszuprobieren. Sie können auch eine Beratungssitzung speziell zu dem Thema wahrnehmen. Auch hier gilt: Achten Sie auf sich und Ihre Bedürfnisse. Es kann schwer sein, Diskriminierungs- und Gewaltsituationen zu beobachten oder auch nur darüber nachzudenken.

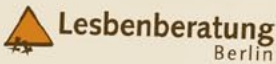
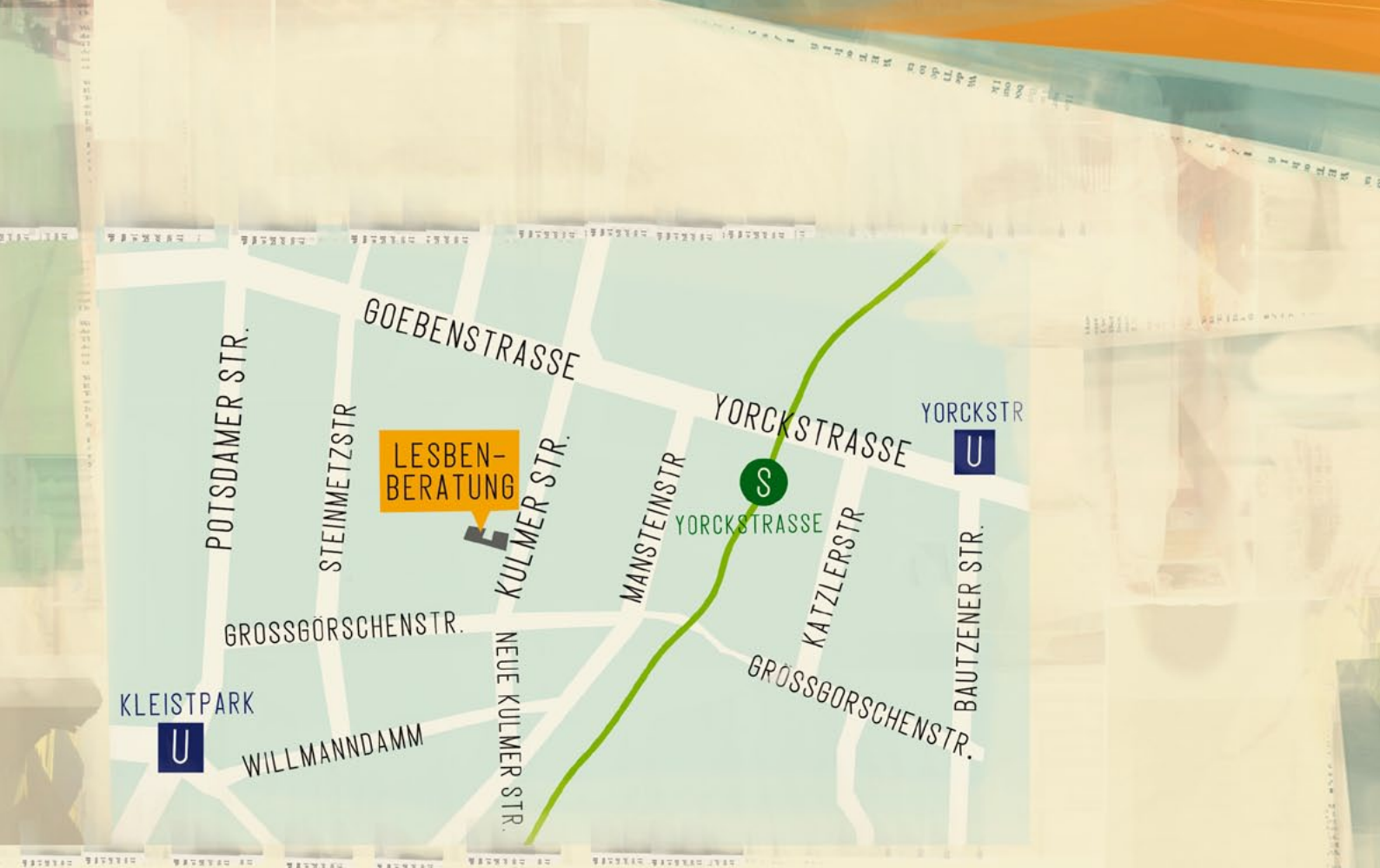
Oft bringt dies Gefühle von Wut, Trauer oder Ohnmacht hervor.

Es kann auch sein, dass eigene Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierung bei Ihnen hoch kommen. Sie haben Ihre eigenen Bedürfnisse und Grenzen, daher setzen Sie sich nicht unter Druck, wenn Sie in einer Situation nicht intervenieren können oder möchten.

Wenn Sie möchten, können Sie bei uns persönlich, am Telefon, per Email oder Chat beraten werden, natürlich auch anonym.

Mehr Handlungsstrategien im Umgang mit Gewalt und Mehrfachdiskriminierung finden Sie in unserem ausführlichen Online Material in zehn Sprachen.

www.lesmigras.de



KONTAKT

LesMigraS

Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich
der Lesbenberatung Berlin e.V.

*Kulmer Str. 20a, 2. Hinterhaus, 4 Stock. 10783 Berlin.
Rollstuhlgerecht, mit Fahrstuhl.*

Telefon: 030 - 21 52 000

Email: info@lesmigras.de, beratung@lesbenberatung-berlin.de

Internet: www.lesmigras.de, www.lesbenberatung-berlin.de

Öffnungs- und Telefonzeiten

Montag, Dienstag und Donnerstag 10-19 Uhr

Mittwoch und Freitag 10-17 Uhr

Diese Broschüre ist im Rahmen des Projektes »Tapesh – Mit Herz und Vision gegen Gewalt und Diskriminierung« erstellt worden. Das Projekt wird durch die Initiative »Berlin tritt ein für Selbstbestimmung und Akzeptanz sexueller Vielfalt!« von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales – Landesantidiskriminierungsstelle – gefördert.